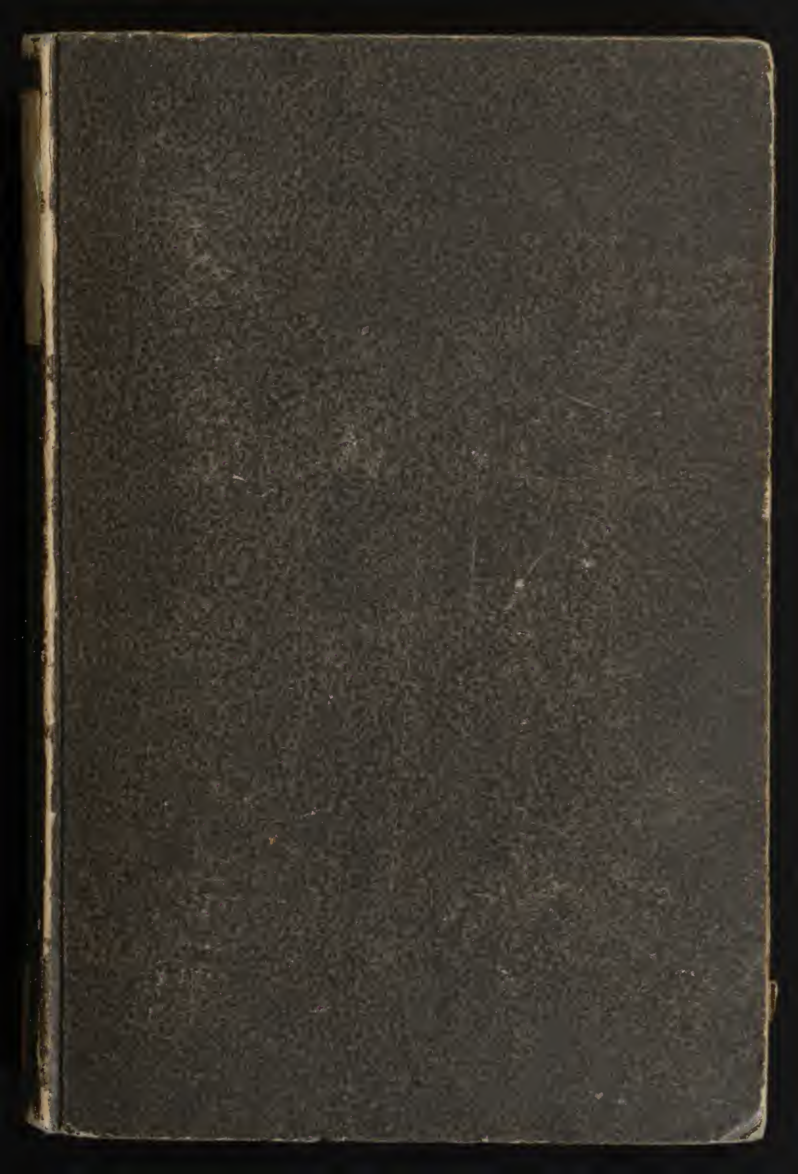




Gebirgs-Gegend am Oberlauf des Torakudu in Süd-Indien.

Die Fortschritte der indischen Mission
in den letzten zwölf Jahren.

1. Einleitende Bemerkungen.

Man hat schon lange und von verschiedenen Seiten her behauptet, die Mission bringe vielleicht wohl eine leidliche Verbesserung der Zustände unter rohen Völkern zuweg, auf alte Kulturstaaten aber mache sie keinen Eindruck. Bald hieß es, das vielgespaltene Christenthum unserer Tage sei zu schwach, solchen Einheitskolossen wie dem Brahmanismus oder Buddhismus zu Leibe zu gehen; bald glaubte man, ohne es immer zu bekennen, jene pantheistischen Religionen hätten vielleicht ebensoviel oder noch mehr Wahrheit, als die Offenbarung Gottes in Israel, und eben darum eine Widerstandskraft, welche eher vermöge, den beschränkten Geist der Missionare zu verwirren und zu bekehren, als von ihm Eindrücke zu empfangen. Besonders war es Indien, worauf die Missionsfeinde mit unverhehlter Schadenfreude deuteten, als auf das Land, an welchem die Mission mit ihren Prätensionen zu Schanden werden müsse. Wo sind nun, konnte man fragen, die stolzen Hoffnungen, mit denen die Mission sich dort trug? Was ist aus der Hallischen Mission in anderthalb Jahrhunderten geworden? Einige zerstreute Gemeinden, die allgemach wieder im Kastengeist verknöcherten! Was aus der 20jährigen Arbeit der Brüdergemeinde? Sie hat ohne Frucht das Feld räumen müssen! Was aus der riesenhaften Uebersetzungsfabrik, mit welcher die Sirampurer sich abmühten? Ihre Bibeln modern in Magazinen, oder sind, ungeschickt ausgetheilt, den Krämern der Märkte zu Wickelpapier verfallen! Welche Frucht haben die Schulen der Schotten und ihrer Nacheiferer getragen? Nun, viele Jünglinge haben tüchtig Englisch gelernt, und gute Anstellungen bei der Regierung davongetragen! In diesem Tone konnte man fortfahren, und

ohne partielle Erfolge zu läugnen, am Ende doch behaupten, Indien sei noch, was es vor hundert Jahren gewesen, eine Welt voll Anziehungskraft für den stammverwandten Europäer, leicht zu erobern mit den Waffen des Fleisches, aber undurchdringlich für die Kämpen des Evangeliums; eine Versorgungsanstalt für die Civil- und Militär-Offiziere des glücklichen Englands, wie für eine gute Anzahl europäischer und amerikanischer Missionare. Das werthvollste Ergebniß des Zusammenstoßes für den Fortschritt des Geistes sei der Fund der Sanscritsprache, und die dadurch ermöglichte Beleuchtung der Ursprünge unserer indogermanischen Welt. Ob Indien selbst auch Nutzen davonziehe, bleibe für jetzt fraglich. Die Zauberformel, welche den Riesenleib aus seinem tausendjährigen Schlafe wecken könne, der Schlüssel zu seinem Herzen sei jedenfalls noch nicht gefunden.

Wir wollen nicht läugnen, daß an alle dem etwas Wahres ist. Von ungeheuren Erfolgen voreilig rühmen zu wollen, wäre Thorheit. Diese rühmen sich selbst bald genug. Wenn einmal der Sieg errungen ist, dreht sich die Stimmung ohne alles Zuthun. Vorerst aber scheint es am Platze, zuzugeben, daß die Mission noch immer im Kampfe liegt, nicht etwa mit einem energischen Feinde, der alle Kräfte anstrengt, sondern mit einer tiefgewurzelten Apathie, welche leicht auch den mühevoll ringenden Angreifer selbst ansteckt. Es giebt viele Missionare, welche die Hoffnung auf baldige durchschlagende Erfolge allmählig sinken lassen und sich darauf beschränken, im engen Kreise ihrer Thätigkeit geduldig fortzuarbeiten, als am Tage geringer Dinge. Auch die Freunde, welche sie hinaussandten und unterstützen, sind nachgerade von hochfliegenden Erwartungen zurückgekommen; sie sinds zufrieden, auf Hoffnung auszusäen und harren im Glauben des Früh- und Spatregens. Sie zu ermuthigen, stellen wir die Zeichen des Fortschritts zusammen, der in den letzten zwölf Jahren errungen worden ist. Als Anleitung dazu dient uns vor Allem die eingehende Statistik der indischen Mission, welche Missionar Mullens aus handschriftlichen Mittheilungen fast aller Stationen mit großem Fleiße zusammengestellt hat.*) Uebrigens enthält auch sie noch manche Lücken, die möglichst ausgefüllt werden mußten.

Der aufmerksame Beobachter wird sicherlich finden, daß der Fort-

*) A brief review of ten years Missionary labour in India between 1851 und 1861. By J. Mullens, DD. London 1863.

schritt in Indien, ja in den meisten Kolonialländern und Missionsgebieten, ein ungleich augenfälligerer ist, als z. B. der Fortschritt Deutschlands. Denken wir uns einen Missionar, der nach längerer Abwesenheit ins Vaterland zurückkehrt; er möchte sich vergewissern, daß in der Heimath der christliche Geist nicht abgenommen, vielmehr neue Siege erfochten hat, und sieht sich sehnlichst nach den Zeichen seiner Wirksamkeit um. Was findet er aber? Wohl ist da und dort ein Zuwachs evangelischen Lebens zu verspüren, aber die Punkte sind sehr vereinzelt. Er freut sich über einige Zweige der innern Mission, welche noch immer im Segen blühen und Früchte tragen, er findet alte und neue Missionsgesellschaften, welche in ihren Kreisen sich bedeutender Unterstützung erfreuen. Sind die alten Leiter und Träger der christlichen Bewegung zu ihrer Ruhe eingegangen, der Nachwuchs bleibt nicht aus. Wo aber wären die Beweise dafür zu suchen, daß das Evangelium eine Macht wird in der öffentlichen Meinung, in den Ständekammern, in den regierenden einflußreichen Kreisen, in den Sitzen der Wissenschaft? Tritt da nicht der fortschreitende Abfall von Christo mindestens eben so deutlich zu Tage, als die Wirkung des Geistes Christi? Sucht er sich über die Resultate der letzten 10 oder 15 Jahre zu orientiren, die Gewährsmänner mögen sein wer sie wollen, er bleibt am Ende in der Ungewißheit, ob nicht ebensoviel verloren als gewonnen worden ist.

Da ist es denn doch, so muß er sich sagen, ein Anderes mit dem Fortschritt in Indien. Verwirrende Erscheinungen, betrübte Stockungen, ja wirkliche Rückfälle bleiben nicht aus. Aber daß es im Ganzen besser geworden ist, daß das Christenthum dort vorwärts schreitet und eine Macht wird, das ist ihm so klar wie der Tag. Bedürfte es eines augenfälligen Beweises, so hätte er denselben an der Ernennung des jetzigen Generalgouverneurs für Indien. Wer die Verhältnisse kennt, wird sich sagen müssen: Sir John Lawrence Vicekönig von Indien im Jahr 1864? Das hätte man freilich vor zehn Jahren sich kaum träumen lassen!

Allerdings ist diese Thatsache ziemlich nichtssagend für die, welche die Geschichte der indischen Mission nicht näher kennen. Und die meisten deutschen Geschichtswerke sind nicht dazu angethan, diesem Mangel irgend abzuhelfen. Von Kriegen, Aufständen und Annexi-

rungen wissen sie viel zu erzählen; der eigentliche Faden des stillen mächtigen Fortschritts aber im Gebiete des Geistes entschlüpft ihren Händen. Es ist lehrreich, dieß an einem Beispiel zu zeigen.

Wie wenig sich unsre Geschichtschreiber anstrengen, der Mission die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken, mag aus den Mißgriffen erhellen, welche ein geachteter Schriftsteller, der die Wiederbelebung des religiösen Sinnes ernstlich wünscht und den Zeichen einer solchen gerne nachgeht, sich zu Schulden kommen läßt, wo er nur immer auf das Gebiet der Missionen überschweift. Wie wunderbar nimmt sich z. B. die Neuzeit Indiens in Menzel's Weltgeschichte aus! Nie wurden, wenn man ihn hört, unschuldige Völker von einem Eroberer mit größerer Arglist und Unbarmherzigkeit behandelt, selbst nicht von den alten Römern, als die Hindu's von den Engländern! Und zwar von 10,000 Engländern, denn so hoch berechnet er die indobritische Armee nach ihrem europäischen Bestandtheil, (während er in seinem früheren Werke noch 30,000 annimmt, da doch die britische Truppenmacht nie unter 45,000 Mann betrug und jetzt nach Verminderung der Sipahiregimenter auf 72,000, nicht aber „110,000 und mehr" gebracht ist.) Die Undenkbarkeit, daß ein solches Häuflein die „freien und stolzen Inder" tyrannisiren konnte, fällt ihm nicht von weitem ein. Englische Offiziere müssen in ihrem Uebermuth die Religion der Eingebornen verhöhnt haben: „sie pflegten (behauptet er) Stücke Rindfleisch unter die Hindu's, und Schweinefleisch unter die Muhamedaner zu werfen." Er meint, alle Verschwörungen der Sipahis von „englischer Brutalität" herleiten zu müssen, und läßt die Briten „die Treulosigkeit und Immoralität der Hindufürsten immer wo möglich noch überbieten"; ja er behauptet: „sie entsittlichten und verwilderten das Land, und wurden ihm in jeder Beziehung zum Fluche." Von der übertriebenen Rücksicht, mit welcher der Hinduismus und Islam in Indien geschont, ja lange Zeit unter Beeinträchtigung des Christenthums von oben herab gehegt wurden, hat er kaum eine Ahnung; wo er sie aber zugeben muß, erklärt er sie aus politischer Arglist: „man sah es gerne, wenn beide Parteien sich bekämpften." Als ob die Compagnie das hätte zulassen können! Der Verfasser verkennt ganz die Macht, welche diese alten Religionen auf die Handvoll irdischgesinnter Eroberer ausübten, die falsche Gewissenhaftigkeit, mit der diese sich hüteten, jenen anders als mit Ehrerbietung zu begegnen. Das sollte dann freilich auch politisch klug sein, und wurde als

Grundstein der indischen Verwaltung den jüngeren Staatsmännern bei jeder Gelegenheit von den älteren eingeschärft. Davon aber, daß die englische Regierung zuerst wieder Frieden und Wohlstand in das zerrüttetste Land der Erde brachte, ist bei Menzel nirgends die Rede; während doch alle niedern Kasten in Indien diese Wohlthat anerkennen, und nur die beseitigten Herrscherfamilien, die fanatischen Muselmanen, die despotischen Baronen und alleinreinen Brahmanen über ihre Nivellirung mit bisherigen Sklaven murren. Wenn nun Menzel den Engländern „einen ewigen Vorwurf" daraus macht, daß sie „die unterworfenen Völker nicht zum Christenthum bekehrt haben, und so weit hinter den Spaniern zurückblieben", so ist darin Wahres und Falsches wunderlich gemischt. Wahr ist, daß von der evangelischen Minorität in England seit 1793 jede weitere Begünstigung der Mission durch heiße Kämpfe errungen werden mußte; falsch ist die Einbildung, daß diese Evangelischen Nichts erreicht haben, während doch auf der ganzen Erde kein Missionsfeld zu nennen ist, das für Protestanten wie Katholiken in solcher Ausdehnung geöffnet und für die Predigt des Evangeliums vorbereitet worden wäre wie Indien. Daß aber auch die Katholiken sich hier einer andern als der spanischen Bekehrungsmethode bedienen müssen, wird von den Besten unter ihnen selbst nicht gerade bedauert.

Der Geschichtschreiber weiß nun von der indischen Mission nichts anzuführen, als höchstens drei Punkte. Es scheint der Mühe werth, diese näher ins Auge zu fassen. Einmal hören wir, daß unter Havelock's Führung in der Rebellion von 1857 „sich eine religiöse Begeisterung der rohen Soldaten bemächtigt" habe. Dieß ist sehr ungeschickt erzählt; denn Havelock betete wohl mit seinen Soldaten in dem Barmanenkrieg 1824—1826, nicht aber als General in dem letzten Feldzug. Die Wahrheit ist, daß seit den zwanziger Jahren die Mission auf Civil- und Militärpersonen in Indien immer größeren Einfluß gewann, bis sie eine Position nach der andern eroberte; und daß in dem großen Sipahi-Aufstande deutlicher als je erkannt wurde, nicht das Zuviel von Christenthum, sondern seine Vernachlässigung gefährde das britische Reich in Indien. In keinem Heere auf der Erde werden derzeit so viele wahrhaft fromme Offiziere zu finden sein, als in dem angloindischen. Von allen diesen Fortschritten, von Abschaffung der Wittwenverbrennungen, der Tempelbeaufsichtigung, Pilgertaxe und heidnischer Eide, von dem was für die Ausdehnung des

Schulunterrichts, für die Sicherung der Erbrechte von Bekehrten u. s. w. geschah, weiß unser Geschichtschreiber Nichts zu sagen. Nur das Verbot der Menschenopfer erwähnt er bei Gelegenheit eines Aufstandes, versetzt es aber vom Lande der Khunds nach Bengalen! —

Zweitens wird uns der Missionar vorgeführt, wie er „mit seiner Lady auf Elephanten reitend mit großem Troß und Gefolge daherkam, und die Indier in ihm nur einen Lord und keinen demüthigen Apostel Jesu Christi zu sehen vermochten, und sich daher lieber von einem barfüßigen Franziskaner bekehren ließen". In Wahrheit aber haben weitaus die meisten Missionare in Indien nie einen Elephanten bestiegen; wozu auch? Damit ist nicht geleugnet, daß in den Wäldern und Sümpfen der Karenen der Elephant auch der Mission schon tüchtige Dienste geleistet hat. Den größten Pomp in Indien haben übrigens seiner Zeit jesuitische Missionare entwickelt; zweifelsohne in der besten Absicht. Nachgerade fragt sich der Missionsfreund, wo denn wohl jener barfüßige Franziskaner zu suchen wäre. Wir wissen von Kapucinern, Karmelitern, Theatinern u. s. w., besonders aber von Jesuiten in den indischen Diöcesen; diese arbeiten fleißig, wenn sie auch im Ochsenwagen oder zu Pferde reisen wie die protestantischen Missionare. Nur von „Franziskanern" in Indien will aus der neueren Zeit Nichts verlauten. —

Drittens führt der Geschichtschreiber in einer gelegentlichen Anmerkung einen einzigen Erfolg der Mission an, nämlich „Sudrachristen in Travankor, deren Weiber um der Neuerung in der Kleidung willen 1858 eine Verfolgung von den Heiden erleiden mußten". Diese Anführung verdanken wir wohl nur einem charakteristischen Mißgriff des Forschers, der nämlich meint, diese Sudraweiber seien „von katholischen Missionären" bekehrt worden. Es begegnet ihm hier dasselbe, wie bei seiner Erwähnung von der Christenverfolgung in Madagaskar. Beide Male glaubt er, Früchte katholischer Missionsarbeit vor sich zu sehen, und begrüßt sie natürlich ohne weitere Prüfung mit Freuden. In Wirklichkeit aber waren die Verfolgten in Travankor, wie auf Madagaskar, Protestanten und zwar bekehrt durch Londoner Kongregationalisten, eine Gesellschaft, von deren Existenz und Wirken der Verfasser freilich ununterrichtet scheint. Sonst wäre ihm der arge Schnitzer nicht begegnet, in seinem neuesten Werk zu behaupten, die 2000 Madagassen, welche von ihrer Königin hingerichtet wurden, seien „von Franzosen zum Katholicismus bekehrte" Christen gewesen; noch weniger

die schwere Verläumdung, der greise „Ellis habe sich gegen den König Radama II mit den Howa's verschworen, ihn und seine Anhänger am 12. Mai 1863 umbringen und seine Wittwe auf den Thron erheben lassen". Wie wenig der Verfasser die Londoner Mission und den vielbewährten Ellis kennt, ergiebt sich zur Genüge aus dieser gierig aufgehaschten französischen Zeitungslüge, deren Verewigung einer Weltgeschichte wahrlich zu keiner Zierde gereicht. Eben diese Londoner sind es auch, welche das Christenthum auf Tahiti eingeführt haben, und nicht „die anglikanische Staatskirche", welche der Geschichtschreiber in seiner verworrenen Geschichte der Südseeinseln*), allen Thatsachen zum Hohn, „durch Ströme von Blut die Bekehrung der Gesellschaftsinseln erzwingen" läßt.

Alle diese und unzählige andere Mißgriffe haben ihren tiefsten Grund in einer eigenthümlichen Mißstimmung, welche diesen Geschichtschreiber abhält, sich mit den Phasen des christlichen Lebens in England eingehender bekannt zu machen. In seinen „letzten 120 Jahren" berichtet er weder von der bedenklichen Ebbe desselben, welche in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vorherrschte und natürlicherweise sich nach Indien und in die Kolonieen verbreitete, noch weiß er um den merkwürdigen Aufschwung, welcher, durch die methodistische Bewegung hervorgerufen, in der Stiftung der großen Missions- und Bibelgesellschaften gegen das Ende des Jahrhunderts kulminirte. So kann es ihm begegnen, daß er den wahrhaft gläubigen Wilberforce „im maurerischen und Rousseauschen System der Humanität" wirken läßt, ohne zu ahnen, daß eben dieser Mann es war, der im Parlament und in der höhern Gesellschaft, durch Wort und Schrift, jenes neuerwachte Geistesleben einzuführen sich bestrebte, wie ihm vor Allen die Ehre gebührt, der Mission im britischen Indien Duldung, der englischen Kirche daselbst staatliche Anerkennung und Konsolidirung ausgewirkt zu haben.

Aus diesen Anführungen mag der evangelische Leser entnehmen, wessen er sich zu versehen hat, wenn er sich über die Fortschritte der Mission bei Geschichtschreibern der Neuzeit Raths erholen will. Findet

*) Menzel schließt, was er von den Gesellschaftsinseln erzählt, mit dem Satze: „Ludwig Philipp hätte Otaheiti gern behalten, aber England litt es nicht"; während doch die Franzosen in mehrjährigem Krieg Tahiti erobert haben und noch besetzt halten. Auf den Sandwichinseln läßt er „englische Missionäre walten"; bekanntlich waren es amerikanische.

er solche Entstellungen des Thatbestands auch bei denen, welche in christlichem Geiste schreiben wollen, so lobt er sich am Ende Baur's Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, in welcher der Mission mit keinem Worte gedacht ist.

Doch der Leser fragt: was bedeutet denn wohl die Ernennung Sir John Lawrence's zum Vicekönig von Indien? Sie bedeutet, daß die englische Regierung sich nicht mehr fürchtet, die Verwaltung Indiens anerkannt christlichen Männern anzuvertrauen, Männern, die nicht nur für sich Christo nachzufolgen bemüht sind, wie mehrere der früheren Gouverneure, sondern die es offen ausgesprochen haben, daß ihre amtliche Wirksamkeit im Dienste Christi stehen müsse. John Lawrence (geb. 1811 in Irland) gieng im Jahr 1829 nach Indien als einfacher „Schreiber", d. h. Kommis der Handelsgesellschaft (so nannte man die Civilbeamten der alten Kompagnie). Er arbeitete sich zum Kollektor und Oberbeamten eines Kreises empor, und wurde nach dem ersten Sikh-Kriege 1847 Kommissär der neugewonnenen Sikh-Provinz. Als solcher hatte er bald die Verwaltung eines der schwierigsten Länder mit ungemeiner Schnelligkeit und Weisheit in Ordnung gebracht, und wurde daher nach der Eroberung des Pandschab 1849, in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder, Sir Henry Lawrence, an die Spitze von dessen Regierung gestellt. Wie er diese letztgewonnene Provinz durch ein neues thatkräftiges Verwaltungssystem in wenigen Jahren zu einem der glücklichsten und anhänglichsten Länder des indobrittischen Reiches umschuf, wurde erst völlig erkannt, als die Empörung der Sipahis (im Mai 1857) dasselbe in seinen Grundvesten erschütterte. Von dem Augenblick an, da die Telegraphendrähte rissen, war er Alleinherr des nordwestlichen Gebiets und wurde der Retter des ganzen Reichs. Nicht nur wußte er die zahlreichen Sipahiregimenter mittelst einer schwachen Anzahl europäischer Truppen zu entwaffnen und in seinem Gebiet die vielfachbedrohte Ruhe aufrecht zu erhalten; er wagte es auch, die kaum erst besiegten Sikhs zum Kampfe gegen die Meuterer aufzubieten, und schickte rastlos ein Heer ums andere gegen Delhi. Im September wurde die Stadt genommen und damit dem Aufruhr der Lebensnerv abgeschnitten. Während noch ganz Indien und England ihn als den eigentlichen Retter feierte, und seiner Weisheit und Energie das gebührende Lob

streute, erschreckte die Times (Oct. 1858) alle Staatsmänner durch Veröffentlichung eines amtlichen Aufsatzes über „die christliche Pflicht Englands in der Regierung Indiens". Noch fragte man sich überall ängstlich: Hat nicht vielleicht die Mission den Aufstand hervorgerufen? Ist man nicht mit englischer Erziehung zu schnell vorgeschritten? Dürfte nicht ein vorsichtiger Rückschritt die aufgeregten Geister am ehesten beschwichtigen? Da wagte der Oberkommissär des Pandschab es öffentlich auszusprechen, nur Gottes Gnade habe mans zu danken, daß die Empörung bewältigt worden sei; es sei einfache Pflicht der Dankbarkeit, hinfort Ihm die Ehre zu geben, und sich nicht mehr damit zu begnügen, das Christenthum zu dulden; vielmehr habe die Regierung, ohne den Gewissen irgend welcher Unterthanen zu nahe zu treten, christliche Ziele ins Auge zu fassen, sie offen zu bekennen und für ihre Erreichung in christlichem Geiste zu wirken. Lawrence hat die Grundzüge einer solchen Verwaltung bis ins Einzelnste aufgestellt, und namentlich verlangt, daß in den Bibliotheken und unter den Schulbüchern aller Regierungsschulen die Bibel ihre Stelle finden müsse, und wo es nicht an Lehrern mangle, die dazu taugen, noch an Schülern, die sich willig zeigen, solle auch der biblische Unterricht in Schulstunden eingeführt werden. Den Schluß seines Aufsatzes rücken wir hier ein: „Sir John Lawrence hat, wie so manche andere, durch die schauerlichen Ereignisse von 1857 sich bewogen gefunden, ernstlich nachzudenken, welches die Fehler und Unterlassungssünden der Briten als einer christlichen Nation in Indien wohl sein mögen. Er ist zu dem Schluß gelangt, daß in der Behandlung aller solcher Fragen und Punkte, wie die obgenannten sind, nur Eines ins Auge gefaßt werden müsse, nämlich sich zu vergewissern, worin unsere christliche Pflicht bestehe. Ist das ermittelt, so weit es unser schwaches Licht und irrendes Gewissen erlaubt, so ist er entschieden dafür, dieser Pflicht nachzukommen, was es auch koste, unbeirrt durch irgend welche Nebenrücksicht. Machen wir das zu unserer Aufgabe, so dürfte sie mit Gottes Segen uns nicht allzu schwer fallen. Sir John Lawrence ist der vollen Ueberzeugung, daß alle wirklich christlichen Maaßregeln sich in Indien durchführen lassen, nicht bloß ohne die britische Oberherrschaft zu gefährden, sondern im Gegentheil, mit jeder Aussicht auf ihre Befestigung." — Das war ein Schlag für alle vorsichtigen Staatsmänner, voran für den wohlmeinenden Generalgouverneur Lord Canning! Wenn früher schon oft Aehnliches verlangt worden war in

christlichen Zeitschriften, in den Versammlungen der Exeterhalle, auch im Parlament, — man konnte doch leicht beweisen, das seien Träume wilder Schwärmer, liebenswürdiger Leute gewiß, aber völlig unbekannt mit den eigenthümlichen Bedürfnissen Indiens und den Bedingungen der dortigen englischen Herrschaft. Hatte nicht die höchste Autorität in indischer Staatsweisheit erklärt: Jeder weitere Missionar in Indien mache ein weiteres europäisches Regiment nöthig? Und hatte nicht sogar noch der milde Canning allen Offizieren streng verboten, an Missionsfesten thätigen Antheil zu nehmen, oder sich mit den Sipahis in religiöse Unterredungen einzulassen? Nun aber kam diese Stimme von dem Einen Machthaber, der aus der Feuerhitze von 1857 bewährt hervorgegangen war, von dem nüchternsten Praktikus, erfahren wie wenige in allen Verwaltungszweigen, dem eigentlichen Orakel der Beamtenwelt! Es war unbegreiflich. — Wie der früh gealterte Mann (1859) nach seiner übermenschlichen Anstrengung Erholung im Vaterlande suchte, haben ihm 8000 einflußreiche Männer Englands für dieses offene Bekenntniß in einer Glückwunschadresse herzlich gedankt. Darunter waren 23 Bischöfe und Erzbischöfe, 28 Lords, 71 Parlamentsglieder, an 200 Bürgermeister von Städten ꝛc. Er durfte erfahren, daß ein gutes Wort, für Christi Sache gesprochen, in England noch eine gute Statt findet. Auch die Machthaber haben in diesen vier Jahren Zeit gehabt, den Mann persönlich kennen zu lernen; und kaum hatte der sterbende Lord Elgin um einen Nachfolger gebeten, so ernannte nicht nur die einmüthige Stimme Englands, sondern auch die Königin durch ihre Rathgeber Sir John Lawrence zum Generalgouverneur Indiens (Dec. 1863). Nach einer langen Reihe von Generälen und Staatsmännern, welchen dieses Amt in Folge ihrer Verbindung mit englischen Ministerien übertragen wurde, ist er der erste Angloindier, dem allein seine Verdienste um die ferne Kolonie diesen Ehrenposten verschafft haben. Ob wegen seines Christenthums, ob trotz desselben, darüber mögen die Ansichten sich theilen. Immerhin aber sieht der Christ mit Dank und Freude in dieser Erhebung des Mannes den Abschluß eines 70jährigen Kampfes. So lange ist es nun, daß über die eine Frage: ob das Christenthum für Indien gefährlich oder nöthig sei, im Rath der britischen Staatsmänner debattirt wird; und nach allen Wendungen und theilweisen Beantwortungen ist es endlich anerkannt und furchtlos ausgesprochen: das Christenthum ists, was Indien vor Allem nöthig hat.

Es ist nun wohl möglich, daß viele hochgespannte Erwartungen nicht erfüllt werden. Sir John ist ein Mensch und kann bald sterben, auch ist ein indischer Vicekönig nur gar nicht allmächtig. Jedenfalls dürfte seine Wirksamkeit in Kalkutta beschränkter sein, als die des Oberkommissärs im Pandschab war; dort hatte er eine Anzahl gleichgesinnter Beamten um sich gesammelt und herangebildet, jetzt muß er mit den Ministern, die er vorfindet, zurecht zu kommen suchen. Aber um den Erfolg handelt es sich hier nicht. Nur das darf und soll ausgesprochen werden, daß das Christenthum in Indien vorwärts schreitet und eine Macht wird, was auch für den Fernerstehenden aus dieser Wendung der angloindischen Politik klar erhellt. Für den, der die Dinge in der Nähe beobachtet, stünde die Thatsache fest, auch wenn sie sich nicht in einem so greifbaren Resultat verkörpert hätte.

---

2. Das ostindische Reich 1852—1862.

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklung des ostindischen Reichs in den letzten zehn Jahren, so stoßen wir sowohl in Betreff der Ausdehnung seiner Gränzen, der Blüthe seines Handels, der Vermehrung seiner Bedürfnisse nach Innen und Außen, und dem Wachsthum seines Wohlstandes, als auch in wesentlichen Verbesserungen in allen Zweigen seiner Verwaltung auf sehr erfreuliche Erscheinungen.

Begann das Jahr 1852 noch inmitten des barmanischen Kriegs, so brachte schon der April den FallRanguns, dem im August die Einnahme von Prome und bald hernach die Einverleibung der ganzen Provinz Pegu folgte, in Folge deren sich die englische Herrschaft an der barmanischen Küste nun in Einer ununterbrochenen Linie von Tschittagang bis nach Mergui hinab erstreckte. Die Bewohner der neuen Provinz aber, namentlich die seit hundert Jahren (genauer seit 1757) unterdrückten und zertretenen Stämme der Talaing, Khyenen und Karenen, fanden an dem Oberkommissär Oberst Phayre einen Freund, dessen ganzes Streben darauf gerichtet war, ihre alten Wunden zu heilen und sie unter dem Schutze englischer Gesetze zu einem freien Volke heranzubilden.

Im folgenden Jahre erhielt die Ostindische Compagnie von dem Nizām einige Bezirke der fruchtbaren Provinz Berār als Bezahlung für eine alte Schuld; die nicht minder werthvolle Provinz Nāppur

fiel ihr zu, weil die einheimische Herrscherfamilie ausgestorben war, und zwei Jahre später führte die hinlänglich erwiesene Untüchtigkeit des Königs von Audh, sein eigenes Land zu regieren, auch noch die Einverleibung dieser Provinz herbei.

Durch diese Gebietserweiterungen, zu denen wir die damals noch neue Eroberung des Pandschâb und den Rückfall der Fürstenthümer Dschhânsi und Satâra hinzufügen dürfen, wurden in dem kurzen Zeitraum von sieben Jahren die indischen Staatseinkünfte jährlich um vier Millionen Pfd. Sterling, und die Zahl seiner Unterthanen um mehr als 22 Millionen, also um ein Drittel der ganzen Bevölkerung Rußlands vermehrt. Freilich auch ein bedeutender Zuwachs der Regierungssorgen und der damit verknüpften Verantwortlichkeit!

An dieser nahm das englische Volk lebhaften Antheil. Verschiedene im Parlament vorgebrachte Fragen hatten wichtige Veränderungen in der indischen Verwaltung, ja in manchen Beziehungen einen völligen Umschwung der Dinge zur Folge.

Der ungeheure Spielraum, welcher sich nun der Thatkraft und Einsicht tüchtiger Civil- und Militärbeamten erschloß, verbunden mit den bedeutenden Summen, die ihnen aus dem Staatsschatz zur Verfügung gestellt wurden, führten namentlich der Provinz Bengalen eine ungleich größere Zahl ausgezeichneter Männer zu, als der Schlendrian früherer Jahre. Unter dem leuchtenden Vorbilde Lord Dalhousie's kam ein neuer Geist, der sich bald von Peschawer bis Mergui fühlbar machte, in die Regierungskreise. Eine der ersten Forderungen, die hinfort an alle Beamten gestellt wurden, war eine genaue Bekanntschaft mit der Sprache des Volks, das sie zu regieren hatten, und soweit diese und eine gründliche Kenntniß der Gesetze einen Maßstab hiefür abgeben können, wurden mit der größten Verantwortlichkeit in der Rechtspflege nur noch Solche betraut, die die größte Befähigung dazu besaßen.

Gegen alle gesellschaftlichen Schäden, wie den Mörder-Bund der Thags im Pandschab, das organisirte Räuberwesen in verschiedenen Theilen Indiens, die Sklaverei in Travankor, die da und dort in Hindu-Staaten noch vorkommenden Wittwenverbrennungen und die Kinderopfer der Khunds wurde der früher begonnene Kampf standhaft und wenigstens theilweise erfolgreich fortgesetzt. Keine Anstrengungen dieser Art sind wohl bemerkenswerther, als die der Offiziere im Pandschab, welche 1853 auf einer großen Versammlung in Amritsir die

Häupter der Radschputen zu dem Versprechen vermochten, künftig das Leben ihrer Mädchen zu schonen und lieber die kostspieligen Hochzeitsfeierlichkeiten, die ein Hauptgrund der schauerlichen Sitte des Kindermords waren, zu beschränken.

Bald wurden auch großartige Maßregeln getroffen, um alle Theile des Reichs nicht nur einander, sondern auch der Heimath näher zu rücken. Am Anfang des Decenniums (1852/62) waren *Eisenbahnen* in Indien noch völlig unbekannt; jetzt ist eine Strecke von mehr als 2000 Stunden mit einem Kostenaufwand von 55,000,000 Pfd. Sterl. vollendet. Die erste Bahn wurde 1853 in Bombay eröffnet, ihr folgte schnell eine weitere bei Kalkutta; die zuerst vollendete Linie aber war die Südwestbahn von Madras. Ist erst die große Linie von Bombay nach Kalkutta durch die seither verschlossenen Länder Central-Indiens vollendet, was man innerhalb zweier Jahre zu erreichen hofft, so wird dadurch die Hauptstadt Indiens England um fünf Tage näher gerückt als zuvor. Und welch nie geahnter Zusammenhang muß das ungeheure Reich selbst erlangen, wenn alle Hauptbahnen dem Verkehr übergeben, und durch Zweigbahnen oder andere Straßen mit seinen weit ausgedehnten Provinzen verbunden sind! — Namentlich in der Präsidentschaft Bengalen sind die Eingebornen leidenschaftliche Bewunderer der Eisenbahnen und benützen sie, wo sie nur können, zu ihren Reisen. Sogar die Kaste fügt sich fast lautlos dem neuen System.

Noch vor den Eisenbahnen traten *Telegraphenlinien* an allen großen Handelsstraßen ins Leben. Im Laufe von zwei Jahren wurden auf einer Strecke von 1800 Stunden mit einem Kostenaufwand von 200,000 Pfd. Sterl. Drähte gelegt, die über 70 breite Flüsse und bald durch felsigte Gebirgsgegenden, bald über weite Sand- und Lehmflächen, bald durch sumpfige Dickichte, der Behausung reißender Thiere und tödtlicher Fieber, geführt werden mußten. Jetzt sind alle großen Städte und alle Provinzen des Reichs von der Südspitze Ceylons bis Peschawer und von Peschawer bis Rangun durch Telegraphen verbunden.

Gleichzeitig suchte man auch das *Postwesen* den Bedürfnissen des Landes und den Anforderungen der Zeit anzupassen. Mit einer Porto-Ermäßigung, um welche Deutschland Indien beneiden dürfte, gieng die Vermehrung der Verkehrsmittel Hand in Hand; und die verbesserte Einrichtung der Dampfboote sowohl als die gesammelten

Erfahrungen beschleunigten die Ueberfahrt so, daß die Reise von Marseille nach Bombay in zwanzig Tagen gemacht wird. Besuche in der Heimath sind dadurch ungemein erleichtert, und manche Personen reisen für Handelszwecke fast alljährlich nach Indien und zurück. Wenn dies nicht allgemeiner geschieht, so ist daran nur die hohe Fahrtaxe schuld. Seit der theilweisen Eröffnung der Eisenbahn von Bombay brauchen Briefe von England nach Kalkutta nur noch 28 Tage, und ist erst die Verbindung beider indischen Hauptstädte völlig hergestellt, so kann leicht der kühnste Traum der Enthusiasten früherer Jahre in Erfüllung gehen, daß Briefe in 21 Tagen von London nach Kalkutta kommen.

Erst in den letzten Jahren fieng man auch ernstlich an, etwas für die Verbesserung der gewöhnlichen Straßen in Indien zu thun, weil die vermehrte Nachfrage nach Baumwolle und die Anlegung der Eisenbahnen ihren Werth fühlbar machte. Die großen Handelsstraßen in Bengalen, dem Nordwesten und dem Pandschab, jene Hauptadern des indischen Verkehrs, die mit der auf ihnen hin- und herwogenden geschäftigen Menge dem europäischen Reisenden das anschaulichste Bild orientalischen Lebens gewähren, wurden unterhalten und erweitert. Während auf dem Ganges die Zahl der Dampfboote bedeutend vermehrt wurde, zeigten sich solche erstmals auf dem Indus, dem Godāwari und andern Strömen. Der außeeordentliche Nutzen des mit seinen Verzweigungen nun 400 Stunden langen Ganges-Kanals und die Kanalisirung des Kawēri-Deltas, hoben die Anlegung weiterer Kanäle in den Wüsten des Pandschab und in den Deltas der Krischna, Godawari und Palar in Madras und des Mahānadi in Orissa zur Folge gehabt.

Gewiß lohnende Unternehmungen! Denn wenn bei der letzten Hungersnoth in Bengalen die freilich durch die Trockenheit auch verminderten Fluten des Ganges-Kanals dazu dienten, viele Qualen zu lindern und viele Leben zu retten, so läßt auf der andern Seite der ungeheure Aufschwung des Handels in den letzten zehn Jahren einen Blick thun in die erstaunlichen Hülfsquellen Indiens, die alle in irgend einem andern Lande versiegten zu ersetzen vermögen. Während des Krimmkrieges verdrängte der indische Hanf den russischen auf verschiedenen Märkten, und der amerikanische Krieg eröffnet der Baumwoll-Ausfuhr Indiens, die sich schon 1861 auf 3,295,000 Centner belief, für die Zukunft ein unermeßliches Feld. Nur schade, daß sie

bis jetzt noch unter der den Hindu's seit Menschengedenken eigenen Unredlichkeit leidet. *)

Die Blüthe des Handels, die Anlegung der Eisenbahnen, der Unternehmungsgeist der Engländer, der den Anbau der Baumwolle, des Kaffees und Thees auf jede Weise zu fördern sucht — all das hat zusammengewirkt, eine Menge englischen Geldes unter die Eingebornen zu bringen und den Werth der Landesprodukte sowohl, als den des Grundes und Bodens und der Arbeit um das Doppelte zu steigern. Wäre der Gewinn überall gerecht und gleichmäßig vertheilt, so würde der ländlichen Bevölkerung für ihre harte Arbeit ein viel größerer Theil davon zufallen, als sie bis jetzt erhielt; doch hat sich auch so schon ihre Lage verbessert, und noch mehr ist von der Zukunft vieles zu hoffen.

Das Leben der in Indien wohnenden Engländer ist dagegen aus eben diesen Gründen bedeutend theurer geworden. Nicht nur die Preise der Hausmiethen in den Hauptstädten, sondern auch die Forderungen der eingebornen Diener und Arbeiter aller Art sind in einem Grade gestiegen, daß der Aufenthalt in Indien bei weitem nicht so gewinnbringend ist, wie in früheren Jahren, und daß auch die Missionen bedeutend theurer werden. Rechnet man dazu die erschlaffende Hitze des Klimas und die Schwierigkeiten des Verkehrs mit den Eingebornen, so ist der Wunsch begreiflich, von dem sogar Christen nicht frei sind, dem Lande und den Leuten so schnell als möglich wieder den Rücken zu kehren.

Die Kolonisirung vieler Berggegenden, der Aufschwung des Handels, die Theilung früher vereinter Verwaltungszweige (wie der Polizei von der Magistratur), die Einrichtung neuer (wie des Erziehungswesens) hat natürlich die Zahl europäischer Einwanderer außerordentlich vermehrt. Zu den wichtigsten Veränderungen gehört, was im J. 1854 für die Reorganisirung des Volksunterrichts geschah, nachdem früher nur die Hauptstädte mit einzelnen Anstalten, Kollegien, medi-

*) Besonders hat Bombay durch den Baumwollenhandel einen fabelhaften Aufschwung genommen. Dort gab neulich ein Parsi für die Errichtung eines Universitätsgebäudes 120,000 fl.; ein anderer für ein Collegium in seiner Vaterstadt eben so viel, und gar noch 20,000 fl., um einen Kirchenthurm zu vollenden, da die englischen Christen mit ihren Geldbeiträgen zögerten. Ein Zeichen, daß mit dem Zufluß des Geldes auch die Lust zu patriotischem und philanthropischem Gebrauch desselben einigermaßen Schritt hält.

zinischen Schulen u. dgl. bedacht gewesen waren. Doch davon wird später in Verbindung mit den Missionsschulen die Rede sein.

Noch ist das große Ereigniß unseres Decenniums, der furchtbare Militär-Aufstand, mit blutigem Griffel zu frisch in die Erinnerung Aller eingegraben, als daß es nöthig wäre, viel darüber zu sagen. Das aber dürfen wir mit Dank gegen Gott erkennen, daß jene Krise, die den englischen Einfluß in Indien zu zernichten drohte, vielmehr eine Quelle neuer Segnungen für das Land geworden ist. Die eingeborne bengalische Armee, jenes verhätschelte und verwöhnte Kind, dessen Thaten man in den Himmel erhob, dessen Schlappen man sorgfältig verschwieg, dessen geliebte Kaste man eifersüchtig beschützte, dem man jeden Wunsch gewährte, und das kein General-Gouverneur und kein Feldherr unter eine gesunde und heilsame Zucht zu stellen wagte, sah argwöhnisch in jeder Versicherung der Regierung, daß ihre Privilegien geachtet werden sollen, nur einen neuen Beweis, daß man sie heimlich ihrer Kaste berauben wolle, und aus Veranlassung der mit Fett getränkten Patronen brach der Aufstand in hellen Flammen aus. Die Schilderung der Verheerungen und Schreckensscenen in seinem Gefolge, sowie der Leiden, der wunderbaren Errettungen, der Ausdauer und der Hingebung englischer Männer und Frauen, und der Heldenthaten der Soldaten und ihrer Führer gehört der spätern Geschichtschreibung an. Die nächste Folge der Wiederherstellung der Ordnung war, daß die ostindische Compagnie von dem Ehrenposten abtrat, den sie seither inne gehabt, und daß mit der Zustimmung des Parlaments und der Billigung des ganzen Volks die Königin selbst am 1. Nov. 1858 die Regierung Indiens übernahm. In ihrer Proklamation versprach sie mit großer Milde allen leichter verschuldeten Rebellen volle Vergebung im Falle ihrer freiwilligen Unterwerfung; und war ihr Bekenntniß zum Christenthum und „zu den Tröstungen der Religion" darin etwas unklar und schwach, so war die Versicherung ihres ernsten Wunsches, allen ihren Unterthanen, welches Standes, Stammes und Glaubens sie auch sein mögen, dieselbe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, desto entschiedener ausgesprochen. Darauf folgte eine Maßregel um die andere, geeignet die Ausschließlichkeit der regierenden Klassen zu durchbrechen, und ebenso wohl die Liebe der Hindu's als das Vertrauen und die Mitwirkung der Europäer zu gewinnen. Den vielen, einst dem Könige von Delhi unterworfenen Radscha's, die jetzt unter die Landesoberhoheit der Königin traten, wur-

den ihre seitherigen Besitzungen bestätigt, das Recht, Erben zu ernennen, zuerkannt, und Solchen, welche während des Aufstandes treu zu den Engländern gehalten hatten, bedeutende Belohnungen ertheilt. Vielen reichen Gutsbesitzern in Audh wurden Stellen in der Verwaltung übertragen, und ein Ritterorden „der Stern Indiens“ gegründet, der verschiedenen eingebornen Fürsten verliehen ward und sie zu ordentlichen Mitgliedern des gesetzgebenden Raths machte.

Durch die bedeutenden Kosten, welche die Unterdrückung des Aufstands verursachte, waren natürlich die indischen Finanzen in große Unordnung gerathen. Betrug doch der Militär-Etat des Jahres 1859 allein 24,000,000 Pfd. Sterling! Sobald aber Lord Canning die nöthige Zeit dazu finden konnte, war er muthig bestrebt, die schwere Aufgabe zu lösen und wieder Ordnung in den Staatshaushalt zu bringen. Durch die Verdoppelung einiger alter und Einführung neuer Steuern bereitete er dem neuen Finanzminister Wilson den Weg; dieser legte die Noth der Regierung vor aller Welt offen dar und suchte durch die Einkommenssteuer und andere Auflagen das Staatseinkommen so zu erhöhen, daß es die Auslagen decke. Unter seinem Nachfolger, Laing, wurden diese Bemühungen zu dem erwünschten Ziele geführt. Ja noch mehr. Durch die Verminderung des ungeheuren eingebornen Heeres auf 120,000 und des englischen auf 72,000 Mann wurden solche Ersparnisse erzielt, daß die Steuern wieder ermäßigt werden konnten, und daß dessenungeachtet im Mai 1862 anstatt eines Defizits eine Mehreinnahme von 150,000 Pfd. Sterl. vorhanden war. Das neueste Budget von Sir Charles Trevelyan zeigt noch günstigere Resultate, und hiemit ist der Credit der Regierung wieder völlig hergestellt.

Während so von menschlicher Seite Alles geschah, um die englische Herrschaft zu einem Segen für Indien zu machen, gefiel es Gott, gerade die Provinzen, die erst kürzlich der Hauptschauplatz des Krieges gewesen, durch eine furchtbare Hungersnoth heimzusuchen. Als am Anfang des Jahres 1861 die gewöhnlichen Regen ausblieben und nur wenig Schnee auf dem Himâlaja fiel, verkündeten bald die versiegenden Brunnen, die vertrockneten Flüsse und die dürren ausgebrannten Ebenen das Nahen einer schrecklichen Plage, von der 13,000,000 Einwohner betroffen wurden. Sechsthalb Millionen Menschen litten den äußersten Mangel, eine halbe Million starb Hungers. Der Hungersnoth folgten Seuchen, den Seuchen Ueber-

schwemmungen. Unter diesen göttlichen Strafgerichten über das von so viel unschuldigem Blut getränkte Land legten die englischen Christen ein herrliches Zeugniß vergebender Liebe ab, das nicht verfehlte, einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der Eingebornen zu machen. Die Regierung erließ ihnen 400,000 Pfd. Sterl. Steuern, und gab ein Geschenk von 250,000, dem die Anglo-Briten 45,000 und die Christen in der Heimath 120,000 Pfd. Sterl. beifügten. Es wurden täg-140,000 Menschen mehrere Monate lang ernährt, den entblößten Distrikten Vorräthe an Lebensmitteln zugeführt, bis die Straßen ganz unbrauchbar geworden und die Waisenhäuser mit hungrigen Kindern gefüllt waren.

Billig gedenken wir am Schluß dieser kurzen Skizze der Geschicke Indiens in den letzten zehn Jahren auch der Männer, die sie theilweise zu leiten hatten und nun von dem Schauplatz ihrer Wirksamkeit abgerufen wurden. Außer den Helden Nicolson, Havelock und Henry Lawrence, die während des Kriegs durch ihre Wunden oder durch Krankheit hinweggerafft wurden, dürfen wohl auch die Namen Lord Dalhousie's, Lord Cannings, Lord Elphinstones, Jakob Wilsons und vieler Andern mit dankbarer Anerkennung genannt werden. Vergessen wir dabei aber nicht, daß, wenn in dem unaufhaltsamen Lauf der Zeit jeder Schritt durch den Verlust irgend eines theuren Lebens bezeichnet ist, sie alle nur Werkzeuge in der Hand dessen sind, der ewig Derselbe bleibt und Seine Liebesabsichten siegreich über die Völker hinausführen wird. Täuschen wir uns auch nicht darüber, daß gute Gesetze und eine weise Verwaltung allein die Millionen englischer Unterthanen in Indien nicht wahrhaft zu beglücken vermögen; das Evangelium nur kann ihre tausendjährigen Schäden gründlich heilen. Kleine Uebel mögen durch oberflächliche Heilmittel beseitigt werden, der Unwissenheit mag durch eine allgemeinere Volksbildung abgeholfen, einigen schlechten Gewohnheiten durch Verbote gesteuert, Wohlstand durch Industrie und Dampf gefördert werden — die Wurzel der tiefsten Schäden eines kranken Volkslebens aber kann nur angegriffen werden durch göttliche Macht und göttliche Wahrheit. Jene Kraft allein, die da neue Herzen schafft, kann auch ein Volk erneuen. Und hiemit gehen wir über zu dem, was während der letzten zwölf Jahre in Betreff der Verkündigung des Evangeliums in Indien geschehen ist.

3. Neue Missionsgebiete.

Beim Beginn des Decenniums 18⁵²/₆₂ wurde das Pandschab erstmals der Mission erschlossen. Unter der Regierung einheimischer Fürsten und namentlich unter den Wirren der der Einverleibung ins indische Reich unmittelbar vorangegangenen Jahre, war die Niederlassung von Missionaren dort unmöglich gewesen. Nur von den amerikanischen Presbyterianern in Lodiana aus war durch ihre seit einer Reihe von Jahren unausgesetzt thätige Presse indirekt etwas geschehen, um heilige Schriften unter die Sikhs zu bringen. Sobald unter englischem Scepter die Ordnung wieder hergestellt war, wurden mit der vollen Zustimmung der Behörden Missionsstationen in Lahor und Dschalandhar, zu denen einige Jahre später die in Amritsar, Peschawer, Sialkot, Rawal Pindi, Kangra und Multan hinzukamen, gegründet: lauter Städte ersten Rangs und Mittelpunkte der öffentlichen Meinung. — Fast gleichzeitig wurde auch die große Provinz Nägpur zugänglich, und sofort dehnte die freie schottische Kirche ihre Mission über die Hauptplätze aus. Damit ist freilich noch wenig geschehen für die vier Millionen Berars. Einige Theile des lange vernachläßigten und vergessenen Landes der Radschputen sind zwar in den letzten Jahren eifrig in Angriff genommen worden (seit 1860 von den unirten Presbyterianern); andere große Distrikte aber, gleich Dschhansi, erst kurz dem Evangelium erschlossen, sind noch immer unbesetzt. Besser wurde das Königreich Audh bedacht. Dort waren am Schluß unseres Decenniums in den Hauptstädten schon vier Stationen gegründet, und zwei weitere sind im Werden. — Auch die neue Provinz Satara wurde von einem amerikanischen Missionar besetzt. — So gieng mit der Ausdehnung der englischen Herrschaft die Vermehrung der Missionsstationen Hand in Hand.

Keine der neuen Provinzen aber wurde reichlicher mit dem Evangelium bedient als Pegu. Bis zu ihrer Einverleibung waren die amerikanischen Missionare in Barma auf den engen Raum von Tenasserim und Arakan beschränkt gewesen. In den dichten Wäldern an den Bergabhängen dieser Provinzen waren die ersten Karenen-Kirchen erstanden. Dahin flohen die verfolgten Christen, von dort aus machten die Missionare verstohlene Besuche bei den Häuflein der Gläubigen in Bassein und in der Nähe von Rangun. Gleich hinter den Eroberern her aber drangen die Missionare nach Pegu vor, und

innerhalb zweier oder dreier Jahre waren die Niederlassungen in Schwägyen und Taungu am Sitang, und in Prome, Henzada, Rangun und Bassein am Irawady gegründet. Auch die Kaiserstadt Awa mit dem neugegründeten Mandalai hat wenigstens einen Nationalgehülfen bekommen, dessen Lage inmitten der stolzen Barmanen jedoch nicht gefahrlos ist. Ein großes Missionsnetz umschließt also nun alle Theile des indischen Reichs vom Himalaya bis zum Meere, und wenn die Länder einiger einheimischer Fürsten wie der Radscha's von Kaschmir, Gwalior und Indur, in deren innere Angelegenheiten sich die englische Regierung nicht mischt, bis jetzt noch von diesem Segen ausgeschlossen sind, so ist mit Sicherheit zu hoffen, daß christliche Erkenntniß bald auch zu ihnen durchdringen wird, wenn nur erst die Nachbarländer, mit denen sie in vielfachem Verkehr stehen, mehr und mehr davon erfüllt werden.

4. Deputationen und Generalkonferenzen.

Ehe wir die verschiedenen, erst innerhalb der letzten 12 Jahre in Angriff genommenen Missionsgebiete nun näher betrachten, haben wir noch einer Erscheinung zu erwähnen, die in diesem Zeitraum neu in der Geschichte dasteht, nämlich der von verschiedenen Gesellschaften nach Indien abgeordneten Deputationen, um die dortigen Missionen selbst in Augenschein zu nehmen. Es waren dies die Abgesandten der Amerik. Bapt. Miss. Ges., des Amer. Boards, der Engl. Bapt. Mission, der Kirchl. Gesellschaft, der Leipziger und der Basler. Unter diesen sechs Deputationen war eine mehr nur ein freundschaftlicher Besuch; zwei beschränkten sich ausschließlich auf das Gebiet ihrer eigenen Gesellschaft, die drei übrigen machten nicht nur einige Lebensfragen ihrer eigenen Missionen zum Gegenstand ihres ernsten Studiums, sondern suchten sich auch mit denen anderer Gesellschaften möglichst genau bekannt zu machen. Dies geschah freilich auf sehr verschiedene Weise und in sehr verschiedenem Geiste. Ein größerer Mißgriff als die Gesandtschaft der Herren Grainger und Peck nach Barma (1854) kann kaum gedacht werden. So voll von ihren amerikanischen Begriffen, daß sie gar kein Auge hatten für die besonderen Bedürfnisse der barmanischen Mission, welcher der Herr auf wunderbare Weise ein so großes Feld erschlossen, entwarfen diese Brüder Pläne und Bestimmungen, die das blühende Werk fast zu zerstören drohten.

Die englische Sprache sollte so gänzlich von den Missionsschulen ausgeschlossen bleiben, daß nicht nur den Söhnen reicher Barmanen in einer Stadt wie Rangun keine Gelegenheit zum Erlernen derselben geboten wurde, sondern auch die Nationalgehülfen bei ihrem Studium ganz auf die kleine Literatur in der Landessprache beschränkt bleiben sollten. Und dies wurde mit einer Hartnäckigkeit gefordert und durchgesetzt, an der der Widerspruch der Missionare, die zwar die Erfahrung, aber nicht die Autorität auf ihrer Seite hatten, fruchtlos abprallte. Bald zeigten sich die traurigen Folgen dieses Verfahrens. Mehrere Missionare traten aus der Gesellschaft aus, und die Zurückbleibenden, in ihren Ansichten getheilt, standen jetzt auch nicht mehr unter einander, sondern nur noch mit der Kommittee in engerer Verbindung. Alle diese Meinungsverschiedenheiten, nach Neu-England berichtet, brachten auch dort eine Spaltung hervor, welche einige Zeit die Thätigkeit der Missionsgesellschaft völlig lähmte und beinahe ihre Auflösung herbeigeführt hätte. Durch bedeutende Veränderungen in der Kommittee wurde der Bruch langsam geheilt; fast alle ausgetretenen Missionare wurden wieder aufgenommen, und wir dürfen hoffen, daß das brüderliche Einvernehmen Bestand haben wird.

Ganz anders als die Deputation der Amerik. Bapt. Ges. gieng Dr. Anderson vom Amerik. Board, und Herr Underhill, der Sekretär der Engl. Bapt. Ges., zu Werke. Ihr Bestreben, sich mit Allem, was für das Reich Gottes unternommen wurde, bekannt zu machen, ihre freudige Anerkennung jeder ernsten Bemühung für die Ausbreitung des Evangeliums, ihre warme Theilnahme für jede Missionsarbeit und ihr anspruchsloses Benehmen machten sie überall zu willkommenen Gästen, während sie durch den Schatz ihrer Erfahrungen vielen Brüdern erwünschte Rathgeber wurden. Auf allen Stationen ihrer Gesellschaften beriethen sie sich mit den Missionaren, prüften aufs Genaueste ihren Arbeitsplan, schlugen da und dort kleine Veränderungen vor und suchten das ganze Werk den Forderungen der Zeit anzupassen. Vieles, was sie in Anregung brachten, hat sich in der Folge als eine wesentliche Verbesserung bewährt, und die Brüder zu neuem Ernst und neuem Eifer angespornt. Nur auf einem Punkte, in Arkot, führten ihre Anordnungen zu einem Riß, der jedoch bald geheilt wurde, indem die amerikanisch-holländische Kirche die Leitung der dortigen Mission übernahm und damit zum erstenmal ins überseeische Missionsgebiet eintrat.

Im Allgemeinen aber wurden sämmtliche Deputationen nicht gerade freudig von den Missionaren begrüßt. Es herrschte unter ihnen das sehr natürliche Gefühl, daß lange Jahre des Kampfes mit heidnischem Aberglauben und heidnischen Lastern besser als die gewissenhaftesten Studien in den friedlichen Räumen eines Missionshauses zu einem richtigen Urtheil über die Art und Weise befähigen, wie dieser Kampf geführt werden soll. Dann war auch die Ansicht verbreitet, wenn die Kommittee Veränderungen auf dem Missionsfeld wünsche, so sollte sie wenigstens die Zeit ihrer Einführung dem Ermessen der Missionare überlassen; und endlich waren Alle nicht nur über das unkluge Benehmen der barmanischen Deputation, sondern auch über die schiefen Darstellungen entrüstet, welche ein Mitglied derselben von dem Geist und der Arbeit der nicht mit ihm übereinstimmenden Missionare von Madras und Kalkutta gab.

Sind aber nicht doch vielleicht selbst Missionare zuweilen zu empfindlich über eine wohlwollende Kritik ihrer Arbeit von Seiten Solcher, die außerhalb derselben stehen? Es geschieht in der That doch selten, daß ihnen von Hause Befehle zugeschickt werden, die sie ohne Weiteres auszuführen hätten, ohne das Recht, ihre Bedenken dagegen auszusprechen. Und können die Sekretäre der Missionsgesellschaften durch ihre persönliche Bekanntschaft mit dem Charakter, den Gaben, den Hülfsquellen ihrer Missionare und durch jahrelange Korrespondenz mit vielen Arbeitern auf den verschiedenen Missionsgebieten, auch wenn ihnen in manchen Punkten eine genauere Kenntniß der örtlichen Verhältnisse fehlt, nicht einen umfassenderen Blick über das ganze Werk gewinnen, als dies einzelnen Missionaren möglich ist? Wie manche der letzteren, die treu und im Segen auf irgend einem entlegenen Posten arbeiten, wissen gar wenig von dem, was nur fünfzig Stunden von ihnen vorgeht! Und sollten nicht Solchen die Winke Derer willkommen sein, die vermöge ihrer Lage die Erfahrungen Vieler sammeln können?

In einigen Punkten liehen Hr. Underhill und Dr. Anderson nur der Ueberzeugung vieler englischen und amerikanischen Missionsfreunde Worte, wenn sie die Fragen aufwarfen: „Warum haben die Glieder der indischen Kirchen bis jetzt so wenig für deren Bedürfnisse beigesteuert? Warum haben die Missionare noch so wenige Gemeinden unter die Pflege eingeborner Lehrer gestellt und deren überhaupt noch so wenige zum Dienst am Evangelium ordinirt? Warum sind

die Hindu-Christen noch so unmündig? Können sie nicht zu mehr Selbstständigkeit angespornt werden?" Die lebhafte Besprechung dieser Fragen brachte viele Brüder, die bisher ruhig im gewohnten Geleise fortgemacht hatten, zu ernstem Nachdenken darüber, ob nicht auch etwas Neues gethan werden könnte, und richtete ihr Augenmerk entschiedener auf die Heranbildung eingeborner Prediger und Missionare. Gewiß ein großer Gewinn!

In den engeren Konferenzen der amerikanischen Brüder, die durch die oben besprochene Deputation zusammenberufen wurden, entsprang der Gedanke einer General-Konferenz aller in Indien arbeitenden Missionsgesellschaften. Waren in jenen kleinern, traulichen Versammlungen auch Fragen von allgemeinem Interesse mehr in ihrer speciellen Anwendung auf lokale Verhältnisse erwogen worden, und hatten sich hier schon verschiedene Ansichten geltend gemacht, so erschien es um so wünschenswerther, sie im Verein mit Männern von verschiedenen Arbeitsfeldern zu prüfen und über den Werth und die Ausführbarkeit mancher Einrichtungen zu einem gemeinsamen Resultate zu gelangen. Vier solcher General-Konferenzen sind seither gehalten und so reichlich gesegnet worden, daß keiner der Anwesenden sie so leicht vergessen wird. Eine innige persönliche Freundschaft und das Band brüderlicher Liebe hatte zwar schon längst viele Missionare verschiedener Gesellschaften umschlungen, aber hier traten die Gesellschaften als solche einander näher, und zu den schon bestehenden persönlichen Bekanntschaften kamen gewinnbringende neue hinzu. Es war etwas Großes, zu sehen, wie an die verschiedensten Formen des kirchlichen Lebens gewöhnte Männer bei der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden und bei der Gründung neuer Gemeinden durch dieselben Erfahrungen in den Hauptsachen so ganz auf dieselben Einrichtungen hingeführt wurden, während die mannigfache Art, wie sie dabei den Bedürfnissen der Stadt und des Landes, der Gelehrten und Ungelehrten, der Reichen und Armen, ja auch der Priester und heiligen Bettler Rechnung zu tragen suchten, ein weiteres Zeugniß davon gab, daß die vom Herrn in Seinen Weinberg berufenen Arbeiter von Ihm auch weise gemacht wurden, Seelen zu gewinnen. Der Streit über den Werth oder Unwerth verschiedener Maßregeln ist jetzt verstummt; denn es ist zur Genüge erwiesen, daß was für Einen Platz nicht taugt, am andern dringendes Bedürfniß sein kann, und daß es die Aufgabe jedes Ein-

zelnen bleiben muß, genau zu prüfen, durch welche Mittel er auf seinem Posten das Werk des Herrn am besten fördern kann.

---

5. Wirkungen des Schreckensjahres 1857.

Wie für den politischen, so ist auch für den religiösen Zustand Indiens viel Segen aus den Schrecken des Militär-Aufstandes erwachsen. Zunächst zwar trafen die Mission schwere Schläge. Neun ordinirte Missionare, drei Gehülfen, sechs Frauen, drei Kinder und fünfzehn eingeborne Christen fielen den Wüthenden zum Opfer. Das auf zwanzig Stationen zerstörte Eigenthum an Kirchen, Schulen, Druckereien und Missionsgebäuden hatte einen Werth von 70,000 Pfd. Sterling. Nachdem die Ordnung wieder hergestellt war, wurde jedoch der größte Theil dieser materiellen Verluste durch Steuern gedeckt, die den betreffenden Städten auferlegt wurden. Und dann bewährten sich in der Stunde der Versuchung die eingebornen Christen auf eine Weise, die selbst denen Bewunderung abnöthigte, welche sie vorher gleichgültig und mißtrauisch betrachtet hatten. Von den 2000, die um ihres Glaubens willen Verfolgung zu leiden hatten, verläugneten nur sechs und auch diese kehrten später reuig zurück. In vielen scheinbar schwachen Leuten flammte der Glaube und die Liebe zum Evangelium mächtig auf und wirkte in ihnen eine nie geahnte Ausdauer und Thatkraft. In Waisenhäusern erzogen und auch nachher noch von den Missionaren versorgt, gegängelt und mit passender Arbeit versehen, hatte die Mehrzahl der Hindu-Christen bis dahin etwas von der anspruchsvollen Sorglosigkeit verwöhnter Kinder an sich gehabt. Während des Aufruhrs mußten sie lernen, sich selbst um ihr Leben zu wehren, wenn sie nicht von den stürmischen Fluten verschlungen werden wollten, und im Kampf erstarkt, giengen sie nicht nur frisch und gesund, sondern als Männer aus demselben hervor. Als die verwüsteten Missionsstationen wieder aufgebaut wurden, brauchten sich die Missionare nicht mehr um das äußere Fortkommen ihrer Gemeinden zu kümmern, die jetzt auf eigenen Füßen zu stehen vermochten, und das Verhältniß beider war dadurch nur schöner geworden. Am meisten haben verhältnißmäßig die bekehrten Kols in Rantschi gelitten. Sie wurden systematisch gequält und ihre Hinrichtung war bereits beschlossen, als die englischen Truppen zurückkehrten und sie von ihren Peinigern befreiten.

Bald werden die letzten Spuren des Aufstandes verschwunden sein. Ueberall sind Schulen, Wohnhäuser und Kirchen wieder aus dem Schutt erstanden. Steinerne Häuser sind an die Stelle strohgedeckter Bangalo's getreten, und die christlichen Niederlassungen gewähren einen freundlicheren Anblick als zuvor. In Kanpur bezeichnet ein steinernes, von weichen Rasen und schönen Blumenbeeten umgebenes Denkmal die Schreckensstätte, wo Verrath und Grausamkeit so namenlose Leiden verursachten. Gerade von dorther dringt aber auch der macedonische Hülferuf: „Kommt herüber und helft uns!"

Hatten schon vor dem Aufstand die General-Konferenzen in Bengalen und Madras den englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften die Bitte um mehr Arbeiter für das große Erntefeld dringend ans Herz gelegt, so überzeugte dieser furchtbare Ausbruch heidnischer Greuel alle denkenden Männer von der Nothwendigkeit, dem verirrten Volke das Evangelium zu bringen, als das einzige Mittel, ihm menschlichere, edlere Gefühle einzuflößen. Vielfach wurde diese Ueberzeugung in Wort und Schrift laut, und der Erfolg davon war, daß die älteren Gesellschaften vermehrte Anstrengungen machten, und nicht weniger als fünf neue das Arbeitsfeld betraten. Verweilen wir zuerst einige Augenblicke bei den letzteren.

Die amerikanischen Methodisten hatten schon am Schluß des Jahres 1856 ihre wichtige Mission in Indien damit begonnen, daß sie Dr. Butler, einen ihrer begabten und thätigen Prediger, nach Kalkutta sandten. Von allen Missionaren herzlich bewillkommt und gleich auf einige noch unbesetzte Gegenden aufmerksam gemacht, entschied er sich nach reiflicher Ueberlegung für Audh und Rohilkand. Kein Missionar hatte sich noch in diesen volkreichen Provinzen niedergelassen; somit stand ihm für die Mission, die er gründen sollte, ein schönes, weites Feld offen. Kaum hatte er seinen Wohnsitz in Bareilly aufgeschlagen, als die Meuterei ausbrach und ihn um seine ganze Habe brachte. Er selbst und seine Familie wurden dabei gnädig bewahrt. Unterdessen waren zwei seiner jüngeren Mitarbeiter in Kalkutta angekommen, denen bald so viele neue folgten, daß nach drei oder vier Jahren sich ihre Zahl schon auf neunzehn belief. Dem Plane der Gesellschaft nach sollen künftig immer 25 Brüder in diesen beiden Provinzen stationirt sein. Schon haben sie in neun blühenden Städten Niederlassungen gegründet, einige Kirchlein erbaut und zwei große Waisenschulen eröffnet, die sich mit Knaben und

Mädchen aus den von der Hungersnoth heimgesuchten Gegenden füllten. Diese Kinder sollen theilweise zu Lehrern und Lehrerinnen herangebildet werden.

Die Gesundheits-Station Naini-Tal in den Kamäonbergen ist nicht nur zu einem Erholungsort für die Missionare und vielleicht zum Sitz von Erziehungsanstalten für ihre Kinder, sondern auch zu einem Vorposten bestimmt, um auf die eingeborne Bevölkerung zu wirken. Die Zahl ihrer Getauften in beiden Provinzen beläuft sich schon auf 300. Alle die, welche so lange die Vernachläßigung dieser schönen Provinzen beklagten, müssen dieser mit so viel Eifer in Angriff genommenen Mission von Herzen Segen und Gedeihen wünschen.

Im äußersten Norden Indiens, recht im Herzen des Himalaya, wurde in der Nähe von Simla vor etlichen Jahren die Tibetanische Mission der Brüdergemeinde begonnen. Eigentlich war es dabei auf die Tatarei abgesehen, und die Brüder wollten auf jenem Posten nur eine passende Gelegenheit abwarten, um weiter vorzudringen. Einige Jahre früher hatte es die Brüdergemeinde vergeblich von Rußland und Persien aus versucht, die Tatarei zu erreichen, und jetzt wurden ihre Sendboten Pagell und Heyde auf der Grenze des eigentlichen Tibet von den chinesischen Beamten wiederholt zurückgewiesen. Nun ließen sie sich (1856) in dem großen Lahul-Thal in Kyelang bei Spiti nieder, wo ein dritter Bruder, Jäschke, mit dem speciellen Auftrag, die h. Schrift für die sie umgebenden Buddhisten ins Tibetanische zu übersetzen, zu ihnen stieß (1857). Mit Hülfe eines Lama begannen sie nun sowohl den Volksdialekt als auch die höhere Schriftsprache zu lernen, die sie beide zu ihrem Werke brauchten. In den folgenden drei Jahren wurden mehrere kleine Schriften, unter andern Barths biblische Geschichten, eine Evangelienharmonie, die Apostelgeschichte, ein erstes Lesebuch und ein Kalender mit einigen Bemerkungen über die Weltgeschichte, „die den Tibetanern so fremd ist als die Geographie," übersetzt oder verfaßt, und von Br. Heyde eigenhändig auf einer von Simla hergeschafften lithographischen Presse gedruckt. Zugleich fieng Br. Pagell an, dem Volke zu predigen oder vielmehr mit den abergläubischen, unwissenden Bewohnern der armseligen Dörflein sich zu unterhalten, so oft es ihm gelang, einige derselben auf den flachen Dächern ihrer Häuser zu versammeln. Das Volk, dessen ganze Religion in der Beobachtung einiger Ceremonien, dem Räuchern von Wachholderbeeren, dem Murmeln ihrer Gebete

und dem Unterhalt ihrer Priester besteht, will in großer Selbstzufriedenheit wenig von der neuen Religion hören, die ihm verkündigt wird. Zudem sind die verschiedenen Mundarten, die es spricht, ein großes Hinderniß, sich ihm verständlich zu machen. Die Lama's lesen im Allgemeinen fließend, schreiben aber fehlerhaft und verstehen wenig. Die Zahl derer, welche die Lehre des Buddhismus genau kennen, ist nur klein. Bis jetzt ist es den lieben Brüdern in ihrem dünn bevölkerten Alpenthale kaum gelungen, Schulen zu gründen. In einer kleinen Mädchenschule, die sie zusammenbrachten, darf wohl Stricken gelehrt werden, gegen das Lesen aber erklärt sich aufs Bestimmteste die öffentliche Meinung. Dennoch sind sie jetzt daran, ihren ersten Bekehrten für die Taufe vorzubereiten.

Die unirten Presbyterianer Schottlands hatten sich, obgleich sie blühende Missionen in Jamaika und in Alt-Calabar (Unter-Guinea) besitzen, bis in die letzte Zeit noch nicht am Missionswerk in Indien betheiligt. Der Aufstand scheuchte sie aus ihrer Ruhe auf, und auf den Antrag einiger ihrer einflußreichsten Mitglieder fiengen sie 1858 an, Erkundigungen nach einem passenden Arbeitsfelde einzuziehen. Statt eines einzigen wurden sieben oder acht bezeichnet, und zwar meistens von Männern, die genau mit den Verhältnissen bekannt waren. Ihre Wahl fiel endlich auf den englischen Distrikt Adschmir im Lande der Radschputen, und sowohl der Zustand seiner 400,000 Bewohner als der Erfolg der Mission zeigen, daß sie nicht besser hätte getroffen werden können. Ein trauriger Anfang, der aber in der Geschichte des Reiches Gottes nicht zu den Seltenheiten gehört, war es, daß einer der ausgesandten Missionare starb, als er kaum erst sein Arbeitsfeld betreten hatte. Bald kamen jedoch fünf andere nach, unter ihnen auch ein Arzt, und ließen sich in Adschmir, Beawr und Nasirabad, lauter Städten von großer Wichtigkeit nieder. Sie erlernten die Sprache, eröffneten Schulen und begannen zu predigen. Wie überall, stellte sich auch hier in kurzer Zeit der Widerspruch des Christenthums und der Kastenvorurtheile heraus. Als der erste Knabe der hier wie in Agra und im Pandschab sehr verbreiteten Kaste der „Kehrer" in die Schule aufgenommen wurde, traten die Brahmanen aus, weil sie sich durch ihn entehrt glaubten. Einen um so fröhlichern Eingang fand das Evangelinm, ganz nahe bei den schon genannten Stationen, unter dem einst unterdrückten Stamme der Mairs, der so lange ein Gegenstand der Fürsorge des Oberst Dixon war. Wie

oft ist doch seit den Tagen des Menschensohnes, der „den Armen das Evangelium predigte," den das Volk gerne hörte, Seine Wahrheit von den Weisen und Edeln verachtet worden, während sie die Herzen der Armen und Elenden erquickte, den Verstand der Unwissenden erleuchtete und die von der Welt Geringgeachteten zu neuen Menschen, zu Kindern Gottes machte! Bereits haben sie ihre Erstlinge gesammelt, darunter auch einen wackern Brahmanen.

Zugleich mit der schottischen trat auch die unirte Presbyterianische Kirche Amerikas in das indische Arbeitsfeld ein. Sie besetzte bis jetzt nur eine einzige Station, Sialkote im Pandschab. Die vier Missionare, die sich dort niederließen, begannen ihre Arbeit in gewohnter Weise mit Heidenpredigt und Gründnng einer Schule, die bald von hundert Knaben besucht wurde. Der freie Geist brüderlicher Liebe und Gemeinschaft, der unter den Christen in Indien waltet, erfaßte bald einen jener Brüder (Hill) so, daß er den streng abgeschlossenen Ansichten seiner Gesellschaft gegenüber die Frage anregte, ob nicht unter den besonderen Verhältnissen Indiens einige Abänderungen von ihrer heimischen Art wünschenswerth wären? Ihm lag viel an der Abendmahlsgemeinschaft mit lebendigen Christen jeder Benennung. Dieser Aeußerung wegen wurde er von seinen drei Mitarbeitern suspendirt, und als die Missionskommittee ihr Verfahren mißbilligte und seine Wiederaufnahme befahl, so unbrüderlich behandelt und fortwährend verklagt, daß er sich nach dreijährigem Kampfe gezwungen sah, auszutreten. Man sieht, die konfessionelle Engherzigkeit sucht sich auch nach Indien zu verpflanzen.

Die holländische reformirte Kirche in Amerika hatte 25 Jahre lang keine eigenen Missionare ausgesandt, sondern ihre Beiträge und einige ihrer Glieder dem Amerik. Board in Boston zur Verfügung gestellt. Diese letzteren hatten ihre Arbeitsfelder in Borneo, Amoy und Süd-Indien. Dahin war denn auch der ganze Missionseifer der reformirten Kirche gerichtet. Im Jahre 1857 nun lösten beide Theile in Liebe und Friede ihre bisherige Verbindung auf, und die Missionare einiger Stationen wurden auf ihre eigene Bitte mit dem ganzen Missionseigenthum der besonderen Verwaltung ihrer Kirche übergeben, die jetzt erstmals unter den in Indien vertretenen zählte. Bei dieser Trennung giengen auch die Söhne des verewigten Dr. Scudder, die 1853 die Station Arcot gegründet hatten, zu der holl. ref. M. G. über. Das kleine Kirchlein von 13 Personen war schnell gewachsen,

neue Gemeinden wurden gesammelt, neue Missionare langten an, so daß nun sieben Söhne des seligen Dr. Scudder, worunter vier studirte Aerzte, auf sieben Stationen arbeiten. Mit Ausnahme von Kunnur, einer Gesundheitsstation auf den Nilagiris, liegen sämmtliche Stationen um Arcot her so nahe beisammen, daß sie ein kompaktes Ganze bilden. Sie haben sechs Kirchen, sechs Katechisten, 800 eingeborne Christen und ein Seminar, in welchem zwanzig Jünglinge zum Dienst am Evangelium herangebildet werden. Unter ihren zehn Missionaren ist einer ein Indier.

Unter den älteren Gesellschaften, welche ihre Anstrengungen in den letzten zehn Jahren verdoppelten, steht die engl. kirchl. M. G. obenan. Im Jahr 1852 hatte sie 80 europäische und 15 eingeborne ordinirte Missionare in Indien. Der Segen, den der Herr auf ihre Arbeit legte, bewog sie, seither 90 weitere ordinirte Missionare und zehn Laienbrüder hinauszuschicken, während auch die Zahl der eingebornen ordinirten Missionare auf 30 anwuchs. Und dennoch standen am Schluß des Jahrs 1861 nur 116 europäische Arbeiter im Werk, so groß war der Verlust der Gesellschaft durch Todesfälle und Krankheit gewesen. Auch seit dem Schluß unseres Decenniums haben mehrere tüchtige Missionare, namentlich im Pandschab, ihr Tagewerk beendet oder wenigstens zeitweise in die Heimath zurückkehren müssen. Die neu gegründeten und stark besetzten Stationen, welche Städte wie Lacknau, Amritsar, Multan und Peschawer umfassen, haben indeß das Missionswerk in Indien bedeutend gefördert; auch einige ältere Stationen wurden gleichzeitig verstärkt.

Still und anspruchslos ihren Weg fortgehend, erweiterte unterdessen auch die Basler Gesellschaft ihren Wirkungskreis. Sie verstärkte ihre Hauptstation, Mangalore, in seltenem Maaße, vermehrte zugleich ihre Missionen in Kānara, und gründete neue Niederlassungen in Palghāt und Kurg. Die Zahl ihrer Arbeiter betrug 1852 siebenundzwanzig, am Schluß unseres Decenniums siebenundfünfzig, worunter fünfundvierzig ordinirte Missionare.

Auch die Wesleyaner vermehrten in dieser Zeit sowohl ihre englischen als ihre eingebornen Missionare beträchtlich, die Gesellschaft zur Verbreit. des Christenthums vornämlich die letzteren. Verschiedene andere Gesellschaften konnten dagegen kaum die zahlreichen, in den Reihen der älteren Missionare entstandenen Lücken ergänzen. So die Londoner Gesellschaft, von deren Arbeitern 12 starben und 17, mit-

unter nach dreißigjährigem treuen Dienst, in die Heimath zurückkehrten, während nur 23 neue nachrückten. Ihre Erfahrungen, zusammengehalten mit denen der kirchlichen und der Basler Gesellschaft, zeigen deutlich, daß im Laufe der letzten 12 Jahre nahezu die Hälfte der älteren Missionare, die 1852 noch am Leben waren, entweder zur Ruhe ihres Herrn eingehen durften oder gebrochener Gesundheit wegen ihr Arbeitsfeld verlassen mußten. Daraus geht hervor, daß wenn die Zahl der im Felde stehenden Arbeiter nicht vermehrt, sondern nur erhalten werden soll, jährlich fünf Prozent derselben nachgesandt werden müssen.

6. Augenfällige Erfolge.

Wenden wir von dem äußeren Stand der indischen Missionen unsern Blick auf ihr inneres Wachsthum, so ist da wenig in die Augen fallendes geschehen. Keine großartigen Erweckungen haben Strömen gleich Städte und Dörfer überflutet und in Tausenden die Frage geweckt: „Was sollen wir thun, daß wir selig werden?" Kein plötzlicher Anlauf hat die Bollwerke indischer Kaste und indischen Götzendienstes durchbrochen und die Knechte des Aberglaubens zum Suchen und Finden evangelischen Lichts und evangelischer Freiheit geführt. Nein, auch hier „kommt das Reich Gottes nicht mit äußern Geberden". Es geht gar nüchtern zu in der indischen Mission. Ein hartes Feld ist mit viel Schweiß und Anstrengung zu bebauen, aber solche Arbeit ist nicht vergeblich in dem Herrn. Die Erkenntniß im ganzen Lande wächst, die Gemeinden mehren sich und werden tiefer gegründet. Der Fortschritt ist nicht überall gleich. In den Städten, welche die öffentliche Meinung beherrschen, sind mehr Hindernisse zu überwinden, als auf dem Lande. Dort drohen denen, welche die Religion ihrer Väter, die ja auch die ihrer Nachbarn ist, verlassen, von vielen Seiten Gefahren; Hindu-Rache trifft sicher und schnell schon die Wahrheit Suchenden, wie viel mehr ihre Bekenner! So findet denn auch das Evangelium unter der einfachen, ländlichen Bevölkerung mehr Eingang, als unter den reichen und gebildeten Trägern des Hinduismus. Am bereitwilligsten wird es von den Bergstämmen und den nicht mehr ganz zu den Hindu's zu rechnenden Bewohnern einiger Gränzprovinzen aufgenommen. Ihnen wenden wir zum Schluß unsere Aufmerksamkeit zu.

Keine hundert Stunden von Kalkutta am Westrande der großen bengalischen Ebene und südlich von der benachbarten Provinz Behar erhebt sich das Tafelland Tschota Nagpur. Ostwärts schaut es über eine lange Reihe von Granitfelsen hinab in die weiten, reich bewässerten Reisfelder Bankorahs und Midnapurs; im Westen aber liegt zwischen seinen undurchdringlichen sumpfigen Waldungen das herrliche Thal des obern Sonaflusses versteckt. Das Plateau selbst ist keineswegs eben. Seine ganze Oberfläche ist von sanft ansteigenden, wellenförmigen Sandhügeln durchzogen, an deren Fuß sich größere oder kleinere Sümpfe ausdehnen, während an seinem Rande etwas höhere, reich bewaldete Berge kühn in die Luft streben, gleichsam die Wächter seiner Gränzen. Unter den indischen Baumarten, die sämmtlich in diesen Waldungen vertreten sind, und bis zu deren höchsten Wipfeln sich die herrlichsten Schlingpflanzen hinaufranken, zeichnen sich besonders die Mangobäume aus, die sich bald in langen Reihen an den Fährten, den einzigen Wegen in dieser Gegend, hinziehen, bald mit ihren gewaltigen Stämmen und weit ausgebreiteten Zweigen schattige Haine bilden, bald sich einsam auf weiten lichten Stellen erheben und der Landschaft das milde, friedliche Gepräge eines englischen Parks geben. In den Gärten gedeiht neben der Orange und Citrone Kaffee und Schaddok; auch Thee wurde schon gepflanzt und Oel ist im Ueberfluß vorhanden, während die sumpfigen Strecken mit Reisfeldern bedeckt sind.

Ungemein interessant sind die Zugänge zu Tschota Nagpur. Im Osten führt ein steiler Pfad aus den Ebenen von Patschet und Ramgarh zu seinen Höhen hinauf; im Norden gelangt der Wanderer zuerst auf eine mehrere Meilen breite Terrasse, auf der die gesunde Militär-Station Hasaribagh liegt. Südlich von dieser ersten Stufe erheben sich noch sieben andere hinter einander. Sieben Flüsse und sieben Bergrücken sind zu überschreiten, bis der Reisende endlich in das Waldesdickicht eintritt, das bei Nacht von Tigern und Bären wimmelt. Auf seinen Zweigen wiegen sich Vögel vom buntesten Gefieder, und muntere Affen klettern von Ast zu Ast. Nach mehrstündigem unausgesetztem Steigen ist die wellenförmige Hochebene mit ihren schönen Obstbäumen und weiten Kornfeldern erreicht. Bei 2000 Fuß über der Meeresfläche gelegen, hat sie natürlich ein gemäßigteres Klima als Bengalen. Die trockenen Sommermonate abgerechnet, ist es angenehm und kühl, und in der kalten Jahreszeit schwingt sich unter dem

wolkenlosen, lichtblauen Himmel früh Morgens die Lerche fröhlich schwirrend in die Luft.

Die Bewohner gehören nicht den Hindustämmen an, welche die nahen Tiefebenen bevölkern und auch in die größern Niederlassungen heraufgezogen sind. Sie scheinen ein Gemisch aus verschiedenen einander verwandten Stämmen der Ureinwohner zu sein, zu denen auch die Santals auf den Abhängen der Hügel des östlichen Behars zu rechnen sind. Von den Umwohnern Kols (Schweine) genannt, betrachten sie selbst sich nicht als ein zusammengehöriges Volk, sondern als drei geschiedene Stämme: Die Uraos, die Mundaris und die Larkas. Davon sind die einen dravidischen Ursprungs, die andern gehören zu Resten einer vielleicht noch früheren Urbevölkerung, der Munda-Sprachfamilie. Gutmüthige, fröhliche, der Musik, dem Tanz und Trunk leidenschaftlich ergebene Leute, sind sie gar langsam, etwas aus Büchern zu lernen, dabei aber rührig und nicht ohne natürlichen Verstand. Alle nähren sich vom Ackerbau. Manche bewohnen ziemlich ausgedehnte Gehöfte, deren geräumige Hütten, mit ihren festen Lehmmauern, ihren schön gearbeiteten Reiskörben und ihrem stattlichen Vieh wirklichen Wohlstand verrathen; aber ungleich mehrere leben als Tagelöhner in der bittersten Armuth. Die schwere Hand ihrer reichen Unterdrücker, die auf ihnen lastet, hat, weit mehr als irgend eine angeborne Neigung zum Herumschweifen, dazu beigetragen, auch die Kols, so gut wie die Madras Kuli's, zur Auswanderung bis Mauritius und Demerara zu vermögen.

Der Brahmanismus mit seinen Götzenfesten hat zwar ziemlich viel Eingang unter ihnen gefunden, ihre ursprüngliche Religion aber ist ein einfacher Teufelsdienst, ähnlich dem der Malabaren und der Schanars am Cap Comorin. Obgleich sie auch die Sonne anbeten und eine Gottheit unter dem Namen Banga verehren, sind es doch die bösen Geister, denen sie alle Landplagen zuschreiben und die sie um Hülfe anrufen. Tempel haben sie keine; nur in den größten Dörfern findet man einige Altäre, und zum Opfer müssen meist zerbrochene Scherben und alte Besen dienen. Daß die Kols sittlich sehr niedrig stehen, braucht nach all' dem kaum gesagt zu werden. Vor ihrer Verheirathung leben sie ungemein zügellos; das Ehegelübde wird aber in der Regel gehalten. Der allgemeine Glaube an Hexerei führt manchmal sogar zum Mord.

Die Mission unter diesem Volke wurde im Jahre 1845 begon-

nen. Damals hatte Goßner, von dem Wunsche beseelt, auf einer der noch unbesetzten Inseln Asiens eine neue Mission zu gründen, einige Brüder nach Kalkutta gesendet, wo sie erst genauere Erkundigungen einziehen sollten, um einen festen Plan zu entwerfen. Einst, als sie von der Wohnung des sel. Dr. Häberlin aus ihren Morgenspaziergang machten, fielen ihnen einige dunkelfarbige Eingeborne von äußerst verkommenem Aussehen ins Auge, die an den Abzugskanälen der Stadt arbeiteten. Nach Hause zurückgekehrt, hörten sie, daß dies Kols aus West-Bengalen seien. Mit freudigem Erstaunen vernahm Frau Häberlin die theilnehmenden Fragen der Brüder; ihr Herz hatte schon lange für dieses arme Volk geschlagen, dessen Versunkenheit ihr durch die Berichte des seligen Dr. Rodt bekannt war, und so vertrat sie nun auf's wärmste seine Sache. Die Brüder freuten sich des Arbeitsfeldes, das sich vor ihnen aufthat, und ließen sich, da die Jahreszeit schon vorgerückt war, zunächst in Bankura nieder, wo der sel. Dr. Cheek sie aufs liebevollste aufnahm und väterlich für sie sorgte. Am Anfang des folgenden Jahres brachen sie, durch zwei neue Brüder verstärkt, nach Rantschi auf und begannen die Gründung ihrer Station. Sie erhielten von dem dortigen Radscha einiges Land und machten sich nun eifrig ans Werk, mit eigener Hand ihre kleinen Wohnhäuser zu erbauen. Doch bald mußten sie die Unvorsichtigkeit, mit der sie sich den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt hatten, theuer bezahlen. In wenigen Jahren waren vier von ihnen gestorben, und eines ihrer ersten Besitzthümer war ein Begräbnißplatz für ihre Todten. Indessen erlernten die Uebrigen die Sprache und eröffneten eine kleine Schule. Vier Jahre lang aber durften sie keine Frucht ihrer Arbeit sehen. Schon dachten sie in ihrer Niedergeschlagenheit daran, diesen Posten aufzugeben und sich lieber zu den eigentlichen Hindu's in den nahen Thalebenen zu wenden, als sie im Jahre 1850 die Erstlinge taufen durften. Nun sahen sie, wie das Missionswerk so gut wie der Landbau seine Zeit haben muß. Das Evangelium wurde allmählig bekannter; viele fragten begierig nach dem neuen Weg; die schon Angefaßten wurden tiefer gegründet; die Saat ging auf und wuchs, ohne daß die Brüder recht wußten, wie ihnen geschah. Betrug die Zahl der Getauften am Schluß des Jahres 1850 elf Erwachsene, so kamen 1851 27, 1852 38, 1854 65, 1856 96 neue Gemeindeglieder hinzu. Beim Ausbruch des Aufstandes zählte das eingeborne, in mehr als 60 Dörfern

zerstreute Christenhäuflein 800 Seelen, worunter freilich nur 420 erwachsene Kommunikanten sich befanden, da die Kinder in obiger Zahl mit inbegriffen sind.

Geräuschlos und ohne auffallende Erscheinungen fand dieses erfreuliche Wachsthum statt; es war der Segen des Herrn, der auf der ausdauernden Arbeit ruhte, die mit betendem Herzen gethan ward. In mancher Beziehung standen der Ausbreitung des Evangeliums unter den Kols weniger Hindernisse im Wege als im übrigen Indien. Ziemlich frei von den Familienrücksichten, die den Hindu's den Uebertritt zum Christenthum so schwer machen, konnten sie sich offen dazu bekennen und es ihren Nachbarn anpreisen, sobald sie an ihren Herzen etwas von seiner beseligenden Kraft erfahren hatten. Allmählig erwachte aber auch hier der Grimm der Feinde. Wiederholt regten die Zemindare (Landbesitzer) das Volk gegen die Neubekehrten auf; falsche Anklagen wurden gegen sie bei den Gerichtshöfen eingereicht, ihre Häuser von bewaffneten Banden geplündert, ihre Reisvorräthe, ihr Geld, ja sogar die Dächer ihrer Wohnungen und der Schmuck ihrer Frauen fortgenommen. Unter diesen Trübsalen gerade wuchs indeß ihr Glaube, und der Herr schenkte ihnen Gnade, den Raub ihrer Güter mit Freuden zu erdulden.

Da brach der Militär-Aufstand, der alle Bande bürgerlicher Ordnung löste, auch in dieser Provinz aus. Die englischen Civil- und Militärbeamten suchten ihr Leben durch die Flucht zu retten, und nach wenigen Stunden standen alle Bangalo's in Flammen. Die Missionsgebäude, deren Ziegeldächer nicht so schnell Feuer fiengen, wurden ausgeplündert, die Orgel in der Kirche zertrümmert, das Fort beschossen. An seinen festen Mauern prallten jedoch die Kugeln ab, ohne Schaden anzurichten. Schwerer hatten die eingebornen Christen zu leiden. All ihrer Habe beraubt, wurden sie aus ihren Häusern vertrieben, und am Ende setzte man noch Preise auf ihre Köpfe. Sie flohen ins Dickicht und hofften von dort in das Tiefland zu entkommen. Die Päffe waren jedoch von den Aufständischen besetzt, und diese hatten es auf nichts Geringeres abgesehen, als alle Christen in der Provinz auszurotten. Viele durften auf ihrer Flucht eine ganz unerwartete Freundlichkeit von Fremden erfahren; und bald stellten die englischen Soldaten von Hasaribagh die Ordnung wieder her und nahmen die Rebellen gefangen, deren Hauptanführer sie in Rantschi aufhängten.

Nun kehrten die Missionare zurück und suchten ihre Gemeinden wieder zu sammeln. Ein neues Leben schien in denselben zu erwachen, und staunend sahen ihre Feinde, wie das zerstreute und verachtete Christenhäuflein wuchs. Am Schluß unseres Decenniums zählte es schon 1900 Glieder, und 600 Andere fragten ernstlich nach Wahrheit. In den folgenden anderthalb Jahren wurden noch so Viele hinzugethan, daß im April 1863 die Zahl der Getauften sich auf 3400 belief, die von sieben Missionaren und acht Katechisten bedient wurden.

Mehr als die deutschen Brüder selbst haben die Neubekehrten für die Ausbreitung des Evangeliums unter ihrem Volke gethan. Durch ihren Dienst ist sein Schall in alle Dörfer der Provinz gedrungen. Ueberall, wo Christen in der Nähe sind, fangen die Eingebornen an, sich ihres Teufelsdienstes zu schämen, und nie wollten sie einem Missionar gestatten, denselben zu sehen. „Wer sagte dir denn von Jesus Christus?" fragte einer der Letzteren eine Frau, die nach Rantschi gekommen war. „Wer?" erwiederte diese, „diese Lehre ist ja über das ganze Land verbreitet."

Doch geben wir uns hierüber keiner Täuschung hin. Es ist wahr, Viele haben eine dunkle Ahnung von der Verkehrtheit des Götzendienstes und ihres ganzen Lebens. Vielen klingt das Evangelium lieblich, und es ist ein Fragen und Suchen in ihnen erwacht, das zu einer Entscheidung führen muß. Aber wenn die Entscheidungsstunde schlägt, wird es da nicht auch in hundert Fällen wie von dem Volk, das von dem Brode gegessen hatte und satt geworden war, heißen: „Von dem an giengen seiner Jünger viele hinter sich und wandelten hinfort nicht mehr mit Ihm?" Tüchtige Arbeiter aus dem Volk selbst sind bis jetzt eine Seltenheit.

Grund zur Freude und zum Dank ist deßwegen dennoch genug vorhanden; schon ein Blick auf das Ernte- und Dankfest, mit dem die Brüder am ersten Montag des Jahres ein Missionsfest verbinden, fordert dazu auf. Lieblich war es im verflossenen Jahre zu sehen, wie die ganze aus nah und fern zusammengeströmte Menge sich mit fröhlichen Gesichtern in der Nähe des Missionshauses aufstellte, um sich im Zug in die Kirche zu begeben und dort ihre Gaben niederzulegen. Voran zogen singend die Schulkinder mit ihren Lehrern. Ihnen folgte eine Anzahl Frauen mit großen Körben auf dem Kopf, dann die Männer, einige ihre Kleinen an der Hand, andere ziemlich

schwere Lasten tragend. In der Kirche waren schon etliche Erstlingsgarben aufgestellt. Keines betrat sie mit leerer Hand; auch die Kinder legten ein Geldstücklein in die Opferbüchse. Die Hauptgaben aber bestanden in Reis, der auf dem Boden aufgeschüttet wurde. Der arme Tagelöhner brachte in irgend einem kleinen Gefäß wenigstens eine Hand voll, der Reichere ein größeres Quantum bis zu einem halben Centner. Während so die Opferbüchsen von Gaben sich füllten und die Reishaufen immer höher und höher wurden, sangen die Kinder auf der Gallerie mit überraschender Klarheit und Präcision ein Lied, das ein eingeborner Lehrer auf der Orgel begleitete. Nach Beendigung des Umzugs begann der Gottesdienst. Wem wäre beim Anblick dieser Versammlung und ihren Liebesgaben nicht der alttestamentliche Tempel eingefallen mit allen Verheißungen für diejenigen, die ihn bauten und unterhielten? Aus wessen Herzen wäre nicht der Seufzer zum Herrn emporgestiegen: Er möge auch auf dieses Sein Volk Seine Segensströme herabfließen lassen! An einem der folgenden Sonntage wurden vor der versammelten Gemeinde 47 Personen getauft, worunter 32 Erwachsene. Der Arbeit fängt fast an zu viel zu werden für die lieben Brüder. Kaum können sie ihre jungen Gemeinden gehörig bedienen. Bis jetzt war Rantschi ihre einzige Station, und die zerstreuten Christen mußten oft fünf bis zehn Stunden weit herkommen, um an den Sonntagsgottesdiensten theilzunehmen. So kann es natürlich nicht bleiben. Es wurde daher beschlossen, fünf neue Stationen zu errichten, von denen eine bereits ins Leben getreten ist. Obgleich in der Missionsschule 91 Kinder ganz erzogen und 120 wenigstens unterrichtet werden, ist damit für die größere Zahl der Kinder noch nicht gesorgt. Die Missionare wünschen aber, die Eltern möchten selbst das Bedürfniß nach Schulen fühlen und dann auch dazu beisteuern. Je mehr sich die lieben Brüder aller vorhandenen Mängel bewußt sind, desto tiefer fühlen sie gewiß selbst auch, wie viel Weisheit und Gnade sie bedürfen, um den Neubekehrten zum rechten christlichen Wachsthum zu verhelfen und die rechten Anstalten zu ihrer Pflege zu treffen.

Von den Kols wenden wir uns zu der Schanar-Mission am äußersten Südende Indiens. Diese Palmbauern der Ebene haben nicht nur in ihrem Teufelsdienst, sondern auch in ihren Charakteranlagen und ihrer Bildungsstufe viele Aehnlichkeiten mit jenen Berg-

bewohnern. Ein armes, unterdrücktes Volk, das keinen Begriff von Gott hat, und nur die am Himmel, in der Luft und auf der Erde wirkenden Kräfte fürchtet, leben sie in tiefer Unwissenheit dahin, keine anderen Genüsse kennend, als die wilden, von lautem Trommelschlag begleiteten Tänze ihrer Teufelspriester und die damit verknüpften rohen Feste. Ihre Hauptnahrung ist Palmzucker, den zu gewinnen die harte, tägliche Arbeit der Männer ist. Zweimal des Tages müssen die Palmyrabäume erstiegen werden, worauf die Weiber den süßen Saft einkochen. Mußte es diesem geplagten Stamm nicht eine süße Botschaft sein, von einem Vater im Himmel und von Brüdern auf Erden zu hören? Das Evangelium, das sie von der Furcht befreite, deren Knechte sie bisher waren, fand auch wirklich (besonders durch Rhenius 1820—38) unter den Schanars noch schnelleren Eingang als unter den Kols; um so schwerer aber ist es, sie aus ihrer Erschlaffung allmählig aufzurütteln und zu selbständigen Gemeinden heranzubilden. Drei Missionsgesellschaften theilen sich in dieses Arbeitsfeld, das gewöhnlich als das Gebiet der Tinneweli- und Südtrawankor-Mission bezeichnet wird. Vom gleichen Geiste beseelt, wirken sie nach dem gleichen Plan in herzlicher Eintracht zusammen. Seit zwanzig Jahren haben sie mit großer Aufmerksamkeit den Unterricht und die Organisation der Gemeinden ins Auge gefaßt, und viele nüchterne und erfahrene Männer haben ihre ganze Kraft und Liebe diesem Werke zugewandt. Der Segen des Herrn, den sie zu ihrer Arbeit erflehten, ist nicht ausgeblieben, und so zeigen uns die letzten zehn Jahre auch hier einen merklichen Fortschritt. Nicht nur hat die Zahl der Christen bedeutend zugenommen, sondern es ist unter ihnen auch ein inneres Wachsthum spürbar. Dazu wirkt gewiß der Umstand mit, daß allmählig an die Stelle der Nationalgehülfen aus einer früheren Generation, jüngere in den Anstalten der Mission herangebildete Schullehrer und Katechisten treten, über deren größere Befähigung zu dem ihnen anvertrauten Amt kein Zweifel sein kann. Ein erfreuliches Zeichen von dem Stand der Gemeinden ist es, daß sie es als ihre Pflicht zu fühlen beginnen, sich selbst zu erhalten. Noch vermögen sie es zwar nicht ganz und bedürfen in dieser Beziehung dann und wann der Erinnerung und Ermunterung; doch wachsen ihre Beiträge Jahr für Jahr, und verschiedene Sorgen, wie die Erbauung und Erhaltung der Kirchen, haben sie der Mission völlig abgenommen. Auch ihr Eifer, für die Verkündigung des Evan-

geliums unter den Heiden etwas zu thun, wächst. Und zwar sind es nicht nur Geldbeiträge, die sie geben; schon manche ihrer Katechisten sind als Reiseprediger nach Nord-Tinneweli und Ceylon in die Kaffeegärten gegangen, einer sogar nach Mauritius. Gewiß hat zu diesem erfreulichen Fortschritt auch die Erweckung mitgewirkt, die 1860 in einem Theil von Tinneweli zunächst unter den noch tiefer stehenden Paller (Reisbauern) stattfand. Es kamen zwar dabei solche Auswüchse vor, daß die Missionare sich eher bemühten, die Aufregung zu dämpfen, als sie zu nähren; jedenfalls bewies sie aber, daß die stumpfen, trägen Eingebornen so mächtig von der Religion ergriffen und erschüttert werden können als irgend ein Europäer; und wenn auch Manches, was damals wie Leben schien, sich hernach als falsch erwies, haben Andere seither ihren Lauf in der Furcht und Liebe Gottes fortgesetzt, und es wird im Allgemeinen mehr und ernstlicher um das Kommen Seines Reichs gebetet und für dasselbe gewirkt.

Der Londoner Gesellschaft wurde ihr Antheil an diesen Segnungen nicht ohne ein gutes Maaß Trübsal zu Theil. Erstlich ergieng in Folge der Einführung anständiger Kleidung bei den Schanarweibern über die ganze Gemeinde eine grausame Verfolgung von Seiten der stolzen Sudra's, welche dort den Adel bilden. Viele Bethäuser wurden niedergebrannt und die Christen entsetzlich mißhandelt. Erst 1860 wirkte die Madrasregierung, nach Absetzung des altersschwachen Residenten, bei dem Radscha die Aenderung des Landesgesetzes aus, das sie spät genug „als schamlos und barbarisch" zu bezeichnen wagte. Dann aber raffte die Cholera 1500 Christen und viele Tausend Heiden weg, und gleich nachher wurden in einer unerhörten Dürre die jungen Reispflanzen von Myriaden von Raupen abgefressen, was eine schwere Theurung herbeiführte. Auch diese Gerichte aber trugen dazu bei, daß Christen und Heiden der Predigt des Evangeliums ein aufmerksameres Ohr schenkten und in drei Jahren nahe an 6000 Personen in die Kirche aufgenommen wurden. Man zählte (1862) 22,688 Christen in Südtrawankor und 50,358 in Tinneweli.

Ein in der Mission unserer Tage einzig dastehendes Ereigniß ist ein in der jungen Tinneweli-Kirche ausgebrochenes Schisma. Gleichgültigkeit, Ungehorsam, Abnahme des innern Lebens, mit Einem Wort, ein ungebrochenes Herz hat in Indien so gut wie anderswo schon Pfleglinge der Mission wieder derselben entfremdet, ja sogar in ihre bittern Feinde verwandelt. Mancher unzufriedene Katechist hat

bei seinem Austritt schon schwache oder todte Gemeindeglieder nach sich gezogen und dadurch den Missionaren Trotz bieten wollen; aber solche Versuche wurden in der Regel schon durch Mangel an Mitteln schnell geheilt, und hatten nirgends denselben Erfolg, wie in Tinneweli, wo eine eigene Gemeinde sich völlig von der Mutterkirche ablöste. Die Spaltung fieng in einem großen Christendorfe mit einem Streit zwischen dem damaligen Missionar in Nazareth und einem Theil seiner Gemeinde an. Kaum waren die Führer der Bewegung hervorgetreten, so appellirten sie an den Kastengeist der Schanars, und suchten durch ganz Tinneweli Anhänger zu gewinnen. Bald waren etwa 2000 Eingeborne der Umgegend um sie geschaart, aber weiter wollte ihr Einfluß nicht reichen. Die ganze Erscheinung wird demnach vermuthlich einen lokalen Charakter behalten und mit dem Tode der Führer enden. Unterdessen nennen sich die Schismatiker in ihren Dokumenten „die christliche Kirche Indiens", untereinander jedoch und unter ihren Nachbarn die „Nättär", oder die nationale Partei. In ihrem Eifer für die Kaste und für ihre Nationalität verwerfen sie Alles, was ihnen einen europäischen Nebengeschmack zu haben scheint, so die Kindertaufe und die Ordination der Prediger. Bei einer Feier, welche ihnen das heilige Abendmahl ersetzen soll, gebrauchen sie ungegohrnen Traubensaft anstatt des Weins, und anstatt des Sonntags feiern sie den Samstag. Einem Schifflein gleich, das ohne Karte und Kompaß von Wind und Wellen umhergetrieben wird, scheinen sie selbst nicht zu wissen, wohin sie steuern. Der Herr aber hat bereits wenigstens Ein Gutes aus diesem Uebel kommen lassen. Bisher ist immer versichert worden, die indischen Gemeinden könnten ohne europäische Missionare und Unterstützungen nicht bestehen. Die Schismatiker jedoch haben den Beweis des Gegentheils geliefert; denn seit fünf Jahren besteht ihr Verband so völlig getrennt von allen europäischen Elementen, als ob deren keine mehr in der Nähe wären. Es hat sich unter ihnen ein wirklicher Gemeingeist entwickelt, und bis jetzt wurde kein Rückfall in's Heidenthum bekannt.

Daß aber überhaupt eine solche Spaltung eintrat, während die indische Kirche ihrer Selbständigkeit entgegenreift, wen könnte das wundern? Bildeten sich nicht schlimmere Rotten innerhalb der ersten christlichen Kirche, und ist uns nicht ausdrücklich vorher gesagt worden, solche müssen sein, auf daß die Bewährten offenbar werden?

Dürfen wir uns daher nicht vielmehr freuen, daß im Allgemeinen

die jungen Kirchen unserer Tage so einfach und gesund in ihrem Glauben sind, und so wenige ihrer nationalen Irrthümer aus dem Heidenthum mit herüber genommen haben? Das ist unstreitig der große Segen der weiten Verbreitung des Wortes Gottes, den unsere Missionen vor denen früherer Zeiten voraushaben. Ueberall ist es die erste Sorge der Sendboten des Evangeliums, die heilige Schrift in die Landessprache zu übersetzen, und möglichst bald wenigstens einzelne Theile derselben gleich Leuchtkugeln unter das Volk zu senden. Immer und immer wieder werden Kinder und Erwachsene auf sie als auf die einzelne Richtschnur des christlichen Glaubens und Lebens hingewiesen, und die Einen in Schulen, die Andern in Bibelklassen ermuntert, sich mit ihrer Geschichte, ihrer Lehre, ihren Drohungen und Verheißungen recht vertraut zu machen. Für Solche, die nicht lesen können, ist das ein mächtiger Sporn, es zu lernen, um selbst in der Schrift forschen zu können. Und wenn der Kastengeist der Boden ist, aus dem die Schismatiker in Tinneweli ihre Hauptnahrung sogen, so ist das für alle Missionare eine neue Mahnung, das theure Gotteswort, dieses herrliche, nun in 150 Sprachen übersetzte Erbe der christlichen Kirche, nicht nur als die einzige Quelle der geoffenbarten Wahrheit, sondern auch als die mächtigste Waffe gegen tief eingewurzelte, fortwuchernde Irrthümer immer eifriger zu benützen und zu verbreiten.

Seit längerer Zeit nahm in der Tinneweli-Mission die Sorge für die bereits gesammelten Gemeinden die Kraft der Missionare so in Anspruch, daß die Heidenpredigt darunter litt. Dieß bewog Missionar Ragland im Jahr 1854 als Reiseprediger die Märkte, die Götzenfeste und 1200 heidnische Dörfer Nord-Tinneweli's regelmäßig zu besuchen. Treulich unterstützt von Brüdern, die sich mehr der Seelsorge in ihren Gemeinden zu widmen hatten, gewannen sie auch tüchtige Gehülfen aus den Eingebornen, unter denen dadurch, daß Einige aus ihrer Zahl mit hinauszogen, neue Liebe, neuer Eifer, ein neuer Trieb zur Fürbitte für das Werk erwachte.

Nahe verwandt mit der Mission unter den Schanars ist die unter den Bergstämmen und Reissklaven des Königreichs Trawankor. Nirgends in ganz Indien findet man so verschiedenartige, den niedern Kasten angehörige Ureinwohner des Landes beisammen. Seit vielen Menschenaltern von den stolzen Brahmanen und Sudra's zertreten und ausgesogen, haben manche von ihnen nicht einmal eine Woh-

nung, und wagen es nicht, sich bei Tage auf der Straße zu zeigen. Ihre Unwissenheit ist nicht minder groß als ihr äußeres Elend. Unter einem dieser Stämme, den Arejar, die sich in den dichten Waldungen der Ghats aufhalten, fand vor etwa zwölf Jahren Missionar Baker, der den Distrikt von Pallam bereiste, eine offene Thüre. Er kam wieder und wieder in ihre Dörfer, errichtete Kirchen und Schulen, taufte Mehrere, und verließ endlich seinen weiten Sprengel im Tiefland, um sich ganz dieser neuen Heerde zu widmen. Ungeachtet einiges Widerstands von Seiten der Regierung hatte dieß Werk einen so gesegneten Fortgang, daß in den Dörflein in der Nähe von Mundakajam sich jetzt nicht weniger als 1000 Eingeborne zum Christenthum bekennen. Auch unter der Sklavenbevölkerung Trawankor's hat eine tiefgehende Bewegung zu Gunsten des Christenthums begonnen, die sich besonders durch die Zähigkeit der Bekehrten auszeichnet, deren Zahl bereits 1000 übersteigt.

Hiemit verlassen wir den Süden Indiens, um das dritte Gebiet zu betreten, auf dem der Herr in unserem Decennium etwas Neues gewirkt hat, nämlich den Hauptschauplatz des Militär-Aufstandes. Als die Missionen in Agra und Matra, Mirat und Delhi wieder eröffnet wurden, war sogleich fühlbar, daß das Volk in diesen zwei Jahren des Kampfes viel gelernt hatte. Die Religion seiner Väter hatte die Probe nicht bestanden, und es war ein Suchen und Fragen nach dem Glauben der Sieger erwacht. Ohne Zweifel wirkte bei Vielen die Furcht, bei Andern die Hoffnung mit, sich dadurch der englischen Regierung zu empfehlen. Welches aber auch die Beweggründe der Mehrzahl sein mochten, die Missionare fanden wenigstens überall willige Hörer. In Agra und Delhi namentlich hörten der Verkündigung des Evangeliums Massen zu, die vorher nie darnach gefragt, und sowohl Theile der heiligen Schrift als andere christliche Bücher wurden in Menge verkauft. In dem Dorfe Malyana bei Mirat verursachten einige während des Aufstands von einem Christen zurückgelassene Schriften eine Bewegung, die bald auch zwei andere Nachbardörfer ergriff, und in Folge deren an diesen drei Orten Seelen für den Herrn gewonnen wurden. Ueberall thun sich der Mission neue Thüren auf; auch im Norden von Mirat sollen Viele willig sein, das Evangelium anzunehmen, wenn es ihnen nur durch gute Nationalgehilfen verkündigt würde.

Merkwürdig war es, in demselben Delhi und seinen Vorstädten, wo einst Missionar Thompson während seiner 31jährigen Arbeit so taube Ohren für das Evangelium fand, jetzt den Baptisten-Missionar Smith jeden Morgen und Abend eine aufmerksame Menge um sich versammeln zu sehen, die nicht müde wurde, ihn wieder und wieder zu hören. Innerhalb vier Jahren wurden daselbst 300 Personen getauft; in Agra in den ersten drei Jahren desselben Zeitraums 56. Bald jedoch stellte es sich heraus, daß in Delhi bei der Annahme des Evangeliums viele unlautern Beweggründe mitgewirkt hatten. Als die Hungersnoth hereinbrach, giengen Viele auch Sonntags ihren werktäglichen Beschäftigungen nach, Andere fielen ganz in ihr altes heidnisches Wesen zurück, sobald sie sich überzeugt hatten, daß sie durch ihren Uebertritt zum Christenthum keine weltlichen Vortheile erreicht hatten, und nach zwei Jahren treuer Unterweisung und Ermahnung mußte Missionar Smith's Nachfolger die Hälfte der Getauften wieder aus der Gemeinde ausschließen.

Durch die Unlauterkeit einiger eingeborenen Christen ließen sich die Delhi-Missionare zu Schritten hinreißen, die für einige Zeit das brüderliche Einvernehmen zweier reich gesegneter Gesellschaften störten. Einige in der Pflege der kirchlichen Missionsgesellschaft stehenden Einwohner des Dorfes Malyana giengen, unzufrieden mit dem dortigen Missionar und ihrer äußern Lage, nach Delhi, um sich da nochmals taufen zu lassen. Die Baptisten-Brüder hielten sie für aufrichtig, und begnügten sich nicht damit, ihre Bitte zu gewähren, sondern kamen bald nachher selbst nach dem ganz außer ihrem Sprengel gelegenen Dorfe, um dort zwölf weitere Personen zu taufen, nur wenige Schritte von der Missionskapelle des Dörfleins eine zweite zu erbauen, und unglücklicher Weise gerade einem Missionar, der früher mit der kirchlichen Gesellschaft in Verbindung gestanden war, diesen Posten zu übertragen. Alle Missionare Nordindiens, auch manche der Baptisten-Brüder nicht ausgenommen, waren durch diesen Vorfall schmerzlich berührt, da es bisher unter ihnen als heilige Regel gegolten hatte, nicht in ein fremdes Arbeitsfeld überzugreifen. Die Kommittee der Baptisten-Gesellschaft, mit dem Stand der Dinge bekannt gemacht, theilte dieses Gefühl, und gab Malyana auf, wodurch die frühere Eintracht zwischen beiden Gesellschaften wieder hergestellt ist.

In großem Segen wirkten die Baptisten auch in den letzten zehn Jahren im östlichen Bengalen fort, wenn gleich von ihrer Arbeit

dort jetzt weniger gesprochen wird, als bei dem Beginn derselben, wo unter der einfachen, ländlichen Bevölkerung jener sumpfigen Niederungen ein so ernstes Fragen nach Wahrheit erwachte, daß bald Viele der christlichen Kirche einverleibt wurden. Indessen haben die Gemeinden nicht nur nach Außen zugenommen, so daß Barisal (oder Backergandsch) von allen baptistischen Missionen Indiens die größte Zahl Eingeborner (3300 Seelen) umfaßt; unter treuer Pflege sind sie auch in der Gnade gewachsen. Zwar mußten auch hier manche Gemeindeglieder wieder ausgeschlossen werden; gerade die strenge Kirchenzucht aber, die ja die Wieder-Aufnahme der Reuigen nicht ausschließt, hat sich als ein treffliches Mittel bewährt, eine gesunde öffentliche Meinung zu bilden und das christliche Leben in den Gemeinden zu kräftigen. Von den 400 Gliedern derselben, die innerhalb elf Jahren in die Ewigkeit giengen, haben Viele sterbend mit großer Freudigkeit bekannt, daß Jesus allein ihr Heil und ihr Sehnen sei. Wie die Neubekehrten in Tschota Nagpur, hatten auch diese Bewohner des Tieflandes allerlei Verfolgungen zu erdulden. Ihre Gutsbesitzer sahen es natürlich nicht gern, daß 50 Dörfer ihre hundertjährigen Fesseln sprengten und die ungerechten Abgaben verweigerten, zu denen der Götzendienst Veranlassung gegeben hatte. Einschüchterungsversuche aller Art wurden gemacht: Schläge, Gefängniß, Geldbußen waren nichts Seltenes, da die fälschlich Angeklagten bei den niederen Gerichten nicht immer Schutz fanden. Der obere Gerichtshof nahm sich ihrer jedoch an, und zu ihrer großen Erleichterung haben sie jetzt auch einen Distriktsrichter, der sein Amt mit unerschütterlicher Gerechtigkeit verwaltet. Nur Eines ist in dieser blühenden Mission noch schlecht bestellt: der Jugend-Unterricht. Die Kräfte der Missionare sowohl als ihre Geldmittel reichten dazu bis jetzt nicht aus; doch ist zu hoffen, daß ihnen künftig reichlichere Unterstützung von der Heimath zufließen wird.

Bedeutende Wirkungen auf die Masse der Bevölkerung brachte das Evangelium auch in Kadapa, einem Telugu-Distrikt, hervor. Dort machte sich im Jahr 1852 mehr Ernst in der Christengemeinde der Stadt fühlbar. Zu gleicher Zeit kamen aus dem 15 Stunden entfernten Dorfe Paidala, in dem schon vielfach das Wort Gottes gepredigt und verbreitet worden war, Bitten um Lehrer und Schulen. Als Zeichen ihrer Aufrichtigkeit warfen die Leute ihre Götzen weg und richteten ihren Tempel zu einem Schulhaus ein. Am Ende des

Jahrs wurden 50 Personen getauft. Eine ungewöhnliche Bewegung war über die ganze Gegend verbreitet. Wo sich nur Missionare und Katechisten zeigten, waren sie schnell von einem Haufen Hindu's, vielfach der intelligenten Klasse der Handwerker angehörig, umringt, die sie ihres Ueberdrusses an dem Götzendienst versicherten. Kastenstolz hielt indeß die meisten nicht nur vom Uebertritt zum Christenthum, sondern auch von einem gründlicheren Forschen nach Wahrheit zurück. Doch bekehrten sich auch Viele. Haus- und Dorfgötzen wurden den Missionaren abgeliefert und mehrere Tempel in Schulen und Kapellen verwandelt. Im nächsten Jahre wurden 274, und in den zwei folgenden 260 Personen getauft. Noch drei Jahre, in denen 800 weitere Christen hinzugethan wurden, dauerte das Suchen und Fragen in größerem Maaße fort; dann nahm das Werk wieder einen langsameren, ruhigen Verlauf. Ueber den innern Stand der Neubekehrten liegen keine genaueren Berichte vor; doch zählen dort die Londoner 1486, die Ausbreitungsgesellschaft 1805 Bekehrte.

Unter den amerikanischen Missionen zeichnen sich zwei als besonders gesegnete aus. Einmal die im tamilischen Distrikt Mādura (mit 6447 Seelen), welche an den Heimsuchungen des benachbarten Tinneweli Theil nimmt, wie denn auch die Erweckung des Jahrs 1860 sich dorthin erstreckte. Sodann aber die Mahratta-Mission in den Dörfern um Ahmednagar, welche allen übrigen Missionen der Bombay-Präsidentschaft weit voranrückt. Der Getauften sind zwar nur 955 Seelen; sie wohnen aber in 109 Dörfern zerstreut, deren Bevölkerung vom Evangelium weithin durchsäuert ist. Während aber die Mehrzahl einer niedrigen Kaste, den Mahars angehört, ist das Interesse, das diese am Christenthum nahmen, plötzlich gesunken, seitdem (1862) eine Anzahl Mangs, von noch niedrigerer Abkunft, in die Gemeinde aufgenommen wurde. Zwar die Christen haben sich dabei im Ganzen gut gehalten, aber ihre früheren Kastengenossen sind durch die Aussicht auf Abendmahlsgemeinschaft mit Mangs leider bedeutend abgekühlt worden.

Viel war in den letzten Jahren auch von einer religiösen Bewegung in einem der Sikh-Regimenter die Rede. Es hieß, im ganzen Regiment sei ein Suchen nach Wahrheit erwacht, es stehe in lebhafter Verbindung mit Missionaren, viele seien getauft worden, die Regierung aber suche weitere Uebertritte zu verhindern. Der jetzt ermittelte genaue Hergang der Sache ist folgender: Das während

der Meuterei angeworbene Regiment der Muzabi-Sikhs war kaum in den Genuß der veränderten Stellung und des Wohlstands eingetreten, den es seiner Tapferkeit und Treue verdankte, als es auch die religiösen Bande zu durchbrechen wünschte, die es an die niedersten Kasten der Sikhs und Hindu's ketteten. Einige, welche in Delhi mit christlichen Büchern bekannt und an verschiedenen Orten von der Predigt der Missionare erreicht wurden, traten zum Christenthum über. Das ganze Regiment war geneigt ihnen zu folgen, als die Regierung sich darein legte und den Offizieren die Theilnahme am Unterricht der Sipahis, sei's auch durch bloßes Gespräch, verbot. Andere wurden daher und werden noch immer Muhamedaner. Sind die Ersteren die ergebensten Freunde der Engländer, so ist zu fürchten, daß die Letzteren sich bei der ersten Gelegenheit als ihre Feinde zeigen werden. Noch ist nicht abzusehen, ob die Muzabi's als Ganzes sich dem Islam oder dem Evangelium zuwenden werden; bis jetzt giebt es unter ihnen mehr Muhamedaner als Christen. Die sittlichen Anforderungen des Christenthums, der völlige Mangel aller zeitlichen Vortheile bei seinem Bekenntniß und allerdings auch die entmuthigende Erfahrung, daß die englische Regierung die Bekehrung ihrer Soldaten so ungern sah, haben schon manche zurückgeschreckt, während der Uebertritt zum Islam nicht nur mehr fleischliche Freiheit, sondern in manchen Fällen äußerst lockende Belohnungen von Seiten der Muhamedaner verspricht.

Die 1860 in Khairabad unter den Muzabi's gegründete Mission zählt siebenzig Christen, worunter einundzwanzig Sipahi's. Ungefähr 110 Knaben und 23 Mädchen genießen täglichen Unterricht und eine durchaus christliche Erziehung. Die Knaben besuchen den Gottesdienst, dem auch die meisten heidnischen Offiziere und viele Eltern beiwohnen. Sie wissen die Schulen für ihre Kinder so wohl zu schätzen, daß sie 1861 dafür 330 Rupies beisteuerten. Obgleich die Muzabi's ein unwissendes und in reiferen Jahren schwer lernendes Volk sind, fassen die Kinder schnell und gut und fühlen sich nirgends glücklicher als in der Schule. Einst kamen unter ihrem Stamm so viele Verbrechen vor, daß noch jetzt diejenigen, welche nicht in die Armee eingereiht sind, unter polizeilicher Aufsicht stehen. Ihre Kraft, Unerschrockenheit und Ausdauer zeichnen sie im Bösen wie im Guten aus. Sie bedürfen einer ganz besondern Behandlung, können aber unter Gottes Segen eine sehr nützliche Klasse der Bevölkerung werden,

der es mit ihrer Religion Ernst ist. Jedenfalls verdient die Khairabad-Mission, als die einzige ausschließlich den Bedürfnissen der Sipahi's gewidmete, eine ganz besondere Theilnahme.

Mit Recht zählen wir neben den Kols von Tschota Nagpur, den Mahars im Dekkan, den Schanars von Tinneweli, der ländlichen Bevölkerung von Barisal und Kadapa, und den Muzabi's im Pandschab, auch die Karenen Barma's in der Reihe der einfachen Naturkinder auf, die verhältnißmäßig frei von den strengen Kastengesetzen, durch welche die Vornehmen, die Reichen, die Gebildeten beherrscht werden, wenig auf's Spiel zu setzen hatten, wenn sie sich unter das sanfte Joch des Evangeliums beugten, das ihnen in so vielen Beziehungen eine ersehnte Botschaft sein mußte. Da aber dieses Missionsgebiet, das in der neuesten Zeit eine so allgemeine Theilnahme erregt, in diesen Heften ausführlicher besprochen wird, so haben wir hier nicht länger dabei zu verweilen. Die Zahl der Karenen-Christen beläuft sich auf 59,366 Seelen in 352 Gemeinden.

Werfen wir dagegen noch einen kurzen Blick auf die mittleren und höheren Kasten Indiens. Auch unter ihnen beginnt sich's zu regen. Das Mittel, auf sie einzuwirken, sind vorzugsweise die Schulen, in denen ihre Söhne für den Dienst der englischen Regierung herangebildet werden. Es sind Rücksichten äußeren Gewinns, die den Besuch dieser Schulen veranlassen. Einige Missionsgesellschaften aber, voran die der freien schottischen Kirche, haben viel Kraft, Zeit und Geld auf ihre Gründung und Erhaltung verwendet, um in ihnen Samenkörner des ewigen Lebens auszustreuen. Und daß jetzt, nach jahrelanger treuer Arbeit die Saat zu keimen beginnt, beweist das erwachende Mißtrauen, die Angst, der Widerstand, der sich da und dort geltend macht, und der doch nicht hindern kann, daß wieder und wieder einzelne Schüler dieser Anstalten frei hervortreten mit ihrem Bekenntniß zum Christenthum, obgleich sich dagegen der ganze Stolz der angesehenen Familien des Landes, der ganze Eifer der hartnäckigen Vertreter des Hinduismus empört. Nachgerade kommt es auch in Kalkutta vor, daß angesehene ältere Männer, in Folge der früher erhaltenen englischen Bildung, zum Christenthum übertreten, ohne erst Unterricht bei Missionaren nachzusuchen. In Folge solcher Erscheinungen hat die eingeborne Tagespresse den geringschätzigen

Ton, in welchem sie früher das Christenthum besprach, sehr entschieden aufgegeben und hält seinen endlichen Sieg für nicht unmöglich. Von großer Bedeutung ist auch der Umstand, daß, während die Muhamedaner bis zur Zeit des Aufstands sich das Evangelium möglichst vom Leibe hielten und es, wenn es in Pfander's Werken mit seinen Forderungen an sie herantrat, mit irgend welchen Waffen, seien's auch vom Unglauben entlehnte, bekämpften, nun ein gelehrter Muselman, der Richter Sajid Ahmed in Ghazipur, mit einem Kommentar über die h. Schrift hervortritt, der von redlicher Wahrheitsliebe und fleißigem Studium christlich theologischer Werke, so weit solche ihm zugänglich waren, ehrenvolles Zeugniß ablegt. Gewiß — auch an den herrschenden Klassen ist die Mission nicht spurlos vorübergegangen.

So hat es sich in unserem Decennium endlich auch ereignet, daß zwei eingeborne indische Fürsten ihrer väterlichen Religion entsagten und ihr Loos an das der Christen knüpften. Der erste derselben, der Maha Radscha Dhalip Sing, kam bei der Einverleibung des Pandschab unter die Vormundschaft der englischen Regierung, und wurde der umsichtigen Leitung Dr. Login's übergeben. In seinem Wohnsitz Fategarh mit eingebornen Christen bekannt geworden, wohnte er Sonntags dem Gottesdienste der Engländer bei, und las fleißig in der Bibel. Endlich wünschte er getauft zu werden, und Lord Dalhousie, der sich persönlich von seiner Aufrichtigkeit überzeugt hatte, gab seine Zustimmung zur Erfüllung dieses Wunsches. Seither hat sich der Radscha immer als warmer Missionsfreund bewiesen, und noch jetzt unterhält er mehrere Schulen in der Nähe seiner einstigen Residenz. Zu bedauern ist aber, daß er selbst sein Leben in der hohen Gesellschaft Englands verbringt, statt es dem Wohle seiner Heimath zu widmen, wo sein Einfluß und Beispiel von so großem Segen sein könnte. Ebenso ist die Taufe der Erbin des letzten Kurg-Fürsten für Indien von minderer Bedeutung, da auch sie in England eine Heimath (bei ihrem Gatten) gefunden hat.

Der zweite der christlichen Hindu-Fürsten ist der Radscha von Kapurthala, einer der mächtigeren Sikh-Häuptlinge, der während des Aufstands der englischen Regierung wichtige Dienste leistete. Seine Truppen unter das Kommando Sir John Lawrence's stellend, zeichnete er sich selbst vor Delhi und in Audh durch persönliche Tapferkeit rühmlich aus, und wurde nach Beendigung des Kriegs mit Ehrentiteln und Gebietsvergrößerungen durch konfiscirte Ländereien reich

belohnt. Nach dem Tode seiner Frau heirathete er die Tochter eines englischen Verwalters seiner Domänen, und bald darauf lud er die amerikanischen Missionare in der Nachbarschaft an seinen Wohnort ein. Zwei derselben folgten diesem Rufe und gründeten sogleich eine Mission. Der Radscha selbst übernahm die Einrichtung der Schulen und einer Apotheke; eine Kirche ist im Bau begriffen. Die Söhne des Radscha's sind die Schüler der Missionare, er selbst und sein Bruder ihre Zuhörer und Freunde, obgleich sie, durch Familienbande gehalten, noch nicht förmlich zum Christenthum übergetreten sind. Im ganzen Lande wird der Sonntag heilig gehalten, und bei einem kürzlichen Besuch in Kalkutta wohnte der Radscha dem Gottesdienst der freien schottischen Kirche und einer Sitzung der Bibelgesellschaft bei. In noch neuerer Zeit nahm er warmen Antheil an den Versammlungen der Missionskonferenz im Pandschab und lud alle Mitglieder derselben zu einem Mahle ein. Seine edle Freimüthigkeit und sein ernster Wunsch dem Herrn zu dienen, geben ihm ein Recht an die liebende Fürbitte aller indischen Missionsfreunde, damit er nicht nur selbst befestigt, sondern auch ein brennendes und scheinendes Licht in seinem finstern Lande werde.

Wir haben auf den vorhergehenden Seiten versucht, diejenigen Missionsgebiete, in welchen in den letzten zehn Jahren das Werk des Herrn die sichtbarsten Fortschritte machte, in der Kürze zu schildern. Bei weitem der größte Theil der Missionsarbeit in Indien mußte in einem so flüchtigen Umriß mit Stillschweigen übergangen werden, weil es unmöglich ist, die stille, ruhige Wirksamkeit von mehr als 500 Männern, und ihre Erfolge — die wachsende Erkenntniß, die sich tiefer gründenden Ueberzeugungen, die inneren Kämpfe und die reifenden Entschlüsse — mit wenigen Zügen darzustellen.

Das Werk hat aber seinen ununterbrochenen Fortgang. In der glühenden Sommerhitze, in der dumpfen Schwüle der Regenzeit, wie unter dem strahlenden Himmel der kühleren Monate übt es seinen gesegneten Einfluß auf Jung und Alt. Während einige Missionare sich besonders der Pflege der schon gesammelten Gemeinden widmen, betrachten Andere die Heidenpredigt als ihre erste Aufgabe. Einige leiten Dorfschulen in der Landessprache, Andere unterrichten Jünglinge aus den höheren Kasten in den englischen höheren Schulen der Hauptstädte. Eine kleinere Zahl hat sich in sprachliche Studien ver-

tieft und ist mit Abfassung von Wörterbüchern, Grammatiken, Uebersetzungen der heiligen Schrift, Abfassung von Schulbüchern und Herausgabe christlicher Schriften in der Landessprache beschäftigt. Die neu Angekommenen erlernen die Sprache, die Aelteren überwachen die Arbeit der Nationalgehilfen und eingebornen Schullehrer; Alle haben sich mehr oder weniger mit neuen Bauten und mit der Berathung der Kranken zu befassen. Leute, welche selbst in Indien gelebt haben, können sich leicht vergegenwärtigen, wie hier ein Missionar, seinen Plan und Maaßstab in der Hand, damit beschäftigt ist, den Grund einer Kirche zu legen, dort einer etwa der theologischen Klasse unter seinen Schülern Vorlesungen über die alt-indischen Gebräuche hält, während wieder andere sich bei dem Entwurf der Statuten für eine Universität betheiligen, und ein besonders einflußreicher Mann dem General-Gouverneur die Gründe für ein Gesetz betreffs der Wiederverheirathung der Wittwen darlegt. „Hier empfängt Dr. Caldwell in seiner Kirche die Berichte seiner Schanar-Katechisten und Bibelleser, die er hernach in der heiligen Schrift unterweist und in ihren Verlegenheiten beräth; da durchschifft Missionar Page in seinem schnellen Kahn die Arme und Buchten des Ganges-Delta, um die Gemeinden Barisal's zu besuchen; dort, unter den Pagoden Kemmendein's und an den Ufern seines waldumgränzten Sees feuert Dr. Binney seine Karenen-Schüler zu selbstverläugnendem Eifer an. Hier, im Missionsgarten von Kannanur, spricht ein deutscher Missionar mit zwei englischen Offizieren über die Nothwendigkeit der persönlichen Erfahrung des Heils in Christo; dort in Fategarh krönt Missionar Walsh das Werk mehrerer Monate, indem er dem hübschen Kirchthurm seine goldene Spitze aufsetzt; dort vermehrt Missionar Thomas den Strom christlicher Schriften, der sich seit dreißig Jahren aus der Missionspresse der Baptisten über Indien ergoß, durch eine neue Ausgabe des Bengali-Testaments. Wir sehen Missionar Wenger langsam in der schwersten aller indischen Uebersetzungen, der Sanskrit-Bibel, fortschreiten, Missionar Drew alte Tamilklassiker in's Englische übertragen; dann folgen wir Missionar Mörike in die Hütten der Badaga's auf den Nilagiris und Dr. Mason in die Dschangel von Taungu, wo er auf einem Baumstamme sitzend seinen jungen Schülern die heilige Schrift erklärt. Hier treffen wir Missionar Smith in einem gelehrten Streit mit den stolzen Brahmanen von Benares und Missionar Lacey verhöhnt von den schamlosen Priestern Dschagannaths; dort Mis-

sionar Tuting im Bazar von Peschawer unter den Schlägen eines Fanatikers, und Missionar Sargent mit den Seinen in den Straßen von Pelamcottah von einem wüthenden Pöbelhaufen umtobt. Hier vollendet Dr. Glasgow die Durchsicht seiner Guzerati-Bibel; dort Dr. Winslow sein Tamil-Lexikon, die Arbeit von dreißig Jahren; hier endlich, in dem kleinen Bangalo legt Missionar Ragland, umringt von vielen Seelen, die er dem Herrn gewonnen, sein Haupt zum Sterben nieder. — Und wer ist jene Dame, die in ihrem freundlichen Zimmer, durch dessen offene Fenster der süße Rosenduft dringt, unter einer Schaar anständig gekleideter Frauen sitzt? Es ist Frau Mault von Nagercoil, die nach Indien kam, noch ehe die Meisten von uns das Licht der Welt erblickt hatten, und die durch Spitzenklöppeln den Frauen und Mädchen, die sie in ihren Schulen unterrichtete, ihren Lebensunterhalt verschafft. Und wer ist jene andere Dame, die in ihrer Verandah Calomel und Chinin auswägt für die langen Reihen von Männern und Frauen, die vor der Thüre warten? Es ist Frau Lincke, die, nach Beendigung ihrer Morgenschule, ihrem Mann einige Stunden die Hülfsbedürftigen, die sich an ihn wenden, mit Arzneimitteln versorgen hilft.

„Da ist nirgends ein Monopol der Begabung, des Eifers, der Nützlichkeit und des Erfolgs zu sehen. Keine einzelne Nation, Kirche oder Gesellschaft kann den Vorrang in der Arbeit und dem sie begleitenden Segen beanspruchen. Englische Kirchenmänner und Congregationalisten unterhalten die Schanar-Mission; amerikanische Baptisten haben die Karenen gewonnen; deutsche Brüder führen die Kols in's Haus Gottes herein; die schottischen Missionare sind die Ersten im Unterrichtswesen; die Märtyrer unseres Decenniums waren amerikanische Presbyterianer; die Palme der Selbstverläugnung gebührt den in den Eisfeldern des Himalaya begrabenen Herrnhuter-Brüdern und dem Einsiedler in der Weltstadt Bombay, dem immer frischen Amerikaner Bowen. Alle arbeiten im Dienste des Einen Herrn, der sie berufen hat, auf ein und dasselbe Ziel hin; Alle reichen einander in brüderlicher Liebe die Hand, und flehen um dieselbe göttliche Hülfe. Und so dürfen wir im Blick auf die Grundlage, auf der die Mission ruht, sowohl als auf die Macht, die sie zu üben beginnt, sie als ein herrliches Werk begrüßen, durch das auch für Indien sich die Verheißung zu erfüllen beginnt, daß das Wort Gottes 'ein Hammer ist, der Felsen zerschmeißt'."

Stand der Missionen in Indien, Ceylon und Barma im Jahr 1862.

Präsidentschaften.	Stationen.	Außenstationen.	Missionare fremde.	Missionare eingeborne.	Katechisten.	Gemeinden.	Eingeb. Christen.	Beiträge d. Eingeb. Rup.
Bengalen	74	112	113	17	189	140	20,774	7,872
Nordwesten	65	47	119	11	118	73	5,301	8,398
Bombay	26	41	40	10	53	37	2,231	1,798
Madras	146	1575	210	60	903	716	110,237	75,370
Ceylon	60	150	37	42	102	224	15,273	37,150
Barma	15	382	22	46	411	352	59,366	87,504
Zusammen	386	2307	541	186	1776	1552	213,182	218,092

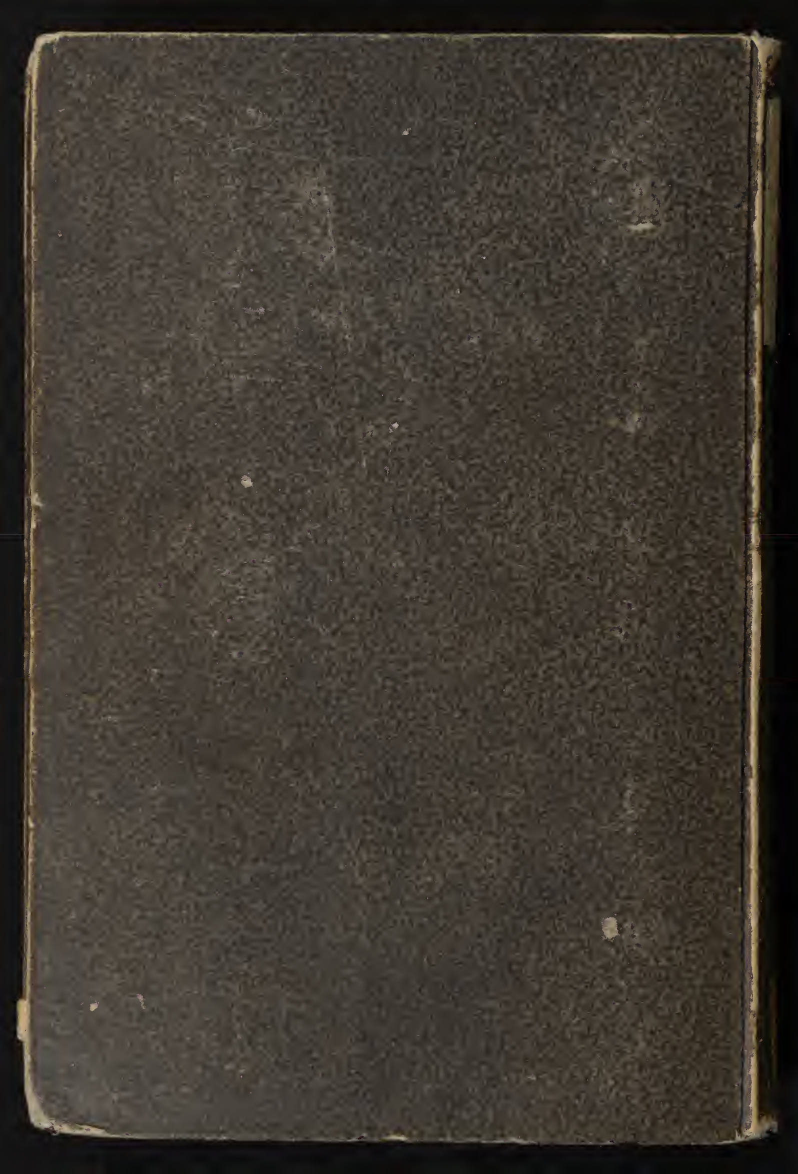
Präsidentschaften.	Tagschulen.	Schüler (Knaben).	Kostschulen.	Schüler (Knaben).	Engl. Schulen.	Schüler (Knaben).	Tagschulen.	Schüler (Mädchen).	Kostschulen.	Schüler (Mädchen).
Bengalen	129	4,820	23	695	29	7,119	40	1,031	25	946
Nordwesten	104	4,398	14	564	49	5,978	44	879	15	719
Bombay	51	2,107	3	112	8	1,787	26	1,157	6	269
Madras	1069	25,061	53	1185	74	6,836	151	8,988	63	2019
Ceylon	209	8,226	8	164	23	1,657	110	3,844	5	145
Barma	249	3,778	7	438	8	586	2	963	3	103
Zusammen	1811	48,390	108	3158	193	23,963	373	16,862	117	4201

Im Jahr 1852 zählte Indien (ohne Ceylon und Barma) 112,491 Christen.

Missions-Zeitung.

Die Fidschi- (Viti) Inseln und die britische Regierung. — Oefters wurde in den Zeitungen, wie in den Missionsblättern des Gerüchts erwähnt, daß die oben genannten Inseln sich freiwillig der Souveränität der britischen Krone unterworfen hätten, und daß diese das Anerbieten angenommen habe. Die Sache aber, so wünschenswerth sie in mancher Hinsicht erscheinen mochte, stellt sich anders heraus. Folgendes ist der authentische Verlauf der Verhandlungen: —

Vor einigen Jahren wurde Herr Pritchard, Sohn eines Missionars, zum englischen Consul auf den Fidschi-Inseln ernannt. Bald darauf aber (1859) kam er nach England und überbrachte der Regierung ein Dokument, worin die angesehensten Häuptlinge der Inseln förmlich und feierlich die Königin Viktoria um die Uebernahme der Souveränität über die ganze Fidschi-Gruppe ersuchten. Die Vortheile, welche daraus für England erwachsen würden, waren dabei im gün-



Die Fortschritte der indischen Mission
in den letzten zwölf Jahren.

---

1. Einleitende Bemerkungen.

Man hat schon lange und von verschiedenen Seiten her behauptet, die Mission bringe vielleicht wohl eine leibliche Verbesserung der Zustände unter rohen Völkern zuweg, auf alte Kulturstaaten aber mache sie keinen Eindruck. Bald hieß es, das vielgespaltene Christenthum unserer Tage sei zu schwach, solchen Einheitskolossen wie dem Brahmanismus oder Buddhismus zu Leibe zu gehen; bald glaubte man, ohne es immer zu bekennen, jene pantheistischen Religionen hätten vielleicht ebensoviel oder noch mehr Wahrheit, als die Offenbarung Gottes in Israel, und eben darum eine Widerstandskraft, welche eher vermöge, den beschränkten Geist der Missionare zu verwirren und zu bekehren, als von ihm Eindrücke zu empfangen. Besonders war es Indien, worauf die Missionsfeinde mit unverhehlter Schadenfreude deuteten, als auf das Land, an welchem die Mission mit ihren Prätensionen zu Schanden werden müsse. Wo sind nun, konnte man fragen, die stolzen Hoffnungen, mit denen die Mission sich dort trug? Was ist aus der Hallischen Mission in anderthalb Jahrhunderten geworden? Einige zerstreute Gemeinden, die allgemach wieder im Kastengeist verknöcherten! Was aus der 20jährigen Arbeit der Brüdergemeinde? Sie hat ohne Frucht das Feld räumen müssen! Was aus der riesenhaften Uebersetzungsfabrik, mit welcher die Sirampurer sich abmühten? Ihre Bibeln modern in Magazinen, oder sind, ungeschickt ausgetheilt, den Krämern der Märkte zu Wickelpapier verfallen! Welche Frucht haben die Schulen der Schotten und ihrer Nacheiferer getragen? Nun, viele Jünglinge haben tüchtig Englisch gelernt, und gute Anstellungen bei der Regierung davongetragen! In diesem Tone konnte man fortfahren, und